

refroy Hitchcock

Alfred Hitchcock

Die drei ???
und der
Ameisenmensch

Erzählt von M. V. Carey
nach einer Idee von Robert Arthur



Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe: »Alfred Hitchcock and The Three Investigators in The
Mystery of the Sinister Scarecrow«
(Random House, Inc., New York, ISBN 0-394-84182-4)
© 1979 Random House, Inc. This translation published by arrangement with Random
House, Inc. Text by M. V. Carey. Based on characters created by Robert Arthur.

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Carey, M. V.:

Die drei ??? [Fragezeichen] und der Ameisen-
mensch / erzählt von M. V. Carey nach e. Idee
von Robert Arthur. Alfred Hitchcock. [Aus d.
Amerikan. übertr. von Leonore Puschert]. –
Stuttgart: Franckh, 1983.

Einheitssacht.: Alfred Hitchcock and the three
investigators in the mystery of the sinister
scarecrow <dt.>

ISBN 3-440-04919-1

NE: Hitchcock, Alfred [Angebl. Verf.]

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1983

Alle Rechte an der deutschen Ausgabe, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet
werden.

Für die deutsche Ausgabe:

© 1983, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart

ISBN 3-440-04919-1 / L 9sl H es

Printed in Czechoslovakia / Imprimé en Tchécoslovaquie

Satz: Fotosatz Stephan, Stuttgart

Gesamtherstellung durch Artia, Prag

Die drei ??? und der Ameisenmensch

Grußwort von Alfred Hitchcock an alle Krimi-Freunde	7
Überfall!	8
Der Ameisenmensch	12
Neue Bekanntschaften	19
Die verrückte Dame	26
Ein schlimmer Schock	33
Die Zeitbombe	37
Eine Schauergeschichte	41
Die Schatzkammer	46
Der rätselhafte Späher	52
Auf der Suche nach Antworten	58
Die Vogelscheuche schlägt zu!	67
Die Nachtwache	71
Justus begibt sich in Gefahr	78
Die Killerameisen	83
Feuer!	87
Nächtlicher Schrecken	90
Eingesperrt!	95
Der Einbruch	99
Der Späher berichtet	104
Justus zieht seine Schlüsse	109
Unverhoffte Wendung	113
Die Überraschung zum Schluß	117
Alfred Hitchcock und das Protokoll	123

Grußwort von Alfred Hitchcock an alle Krimifreunde

Wieder einmal habe ich das Vergnügen, unter meinem Patronat ein Abenteuer der drei ??? zu präsentieren – jener wagemutigen Jungdetektive, die sich unweigerlich vom Rätselhaften und Ausgefallenen angezogen fühlen. In diesem Fall versuchen die Jungen einer Dame beizustehen, die in schwerer Bedrängnis ist. Ein lobenswertes Unterfangen, werdet ihr meinen. Dem kann ich nur beipflichten. Doch es ist auch gefährlich! Bei ihren Ermittlungen müssen die jungen Detektive eine gespenstische Vogelscheuche, die in der Dämmerung herumspukt, dingfest machen und vor Killerameisen flüchten, die auf nächtliche Wanderschaft gehen.

Wenn ihr die drei ??? schon kennt, könnt ihr gleich zu lesen anfangen. Solltet ihr dem bemerkenswerten Trio noch nicht begegnet sein, so vernehmt, daß Justus Jonas, der Anführer des Teams, ein stämmiger Bursche mit einem Gedächtnis wie ein Computer und einem erstaunlichen Talent für logische Schlußfolgerungen ist. Peter Shaw, Zweiter Detektiv, ist flink und sportlich – wenn auch gelegentlich beunruhigt über Justus besonderes Gespür für Probleme, denen unbedingt nachzugehen ist. Bob Andrews ist ein kluger, sehr belesener Junge, dessen Geschick als Rechercheur allen drei Jungen bei der Lösung des jeweils anstehenden Falles sehr zugutekommt. Die Freunde wohnen alle in Rocky Beach in Kalifornien, einer Kleinstadt an der Pazifikküste unweit von Hollywood. Soviel zur Einführung. Nun hinein ins Abenteuer!

Alfred Hitchcock

Überfall!

»Vorsicht!« schrie Peter Shaw. »Gleich kracht's!«

Der Transporter der Firma »Gebrauchwarencentrum T. Jonas« kam auf dem Feldweg ins Schleudern. Bremsen quietschten, wurden gelockert, quietschten wieder. Dann kippte der Transporter in den Graben und prallte gegen eine dicke Eiche, so daß es die Insassen tüchtig durchrüttelte. Die Stoßstange war völlig zerbeult.

»Zum Kuckuck!« wettete Patrick, der Fahrer. Er war der eine der beiden irischen Brüder, die auf dem Schrottplatz arbeiteten. Einen Augenblick lang saß er da und holte tief Atem. Dann sagte er noch einmal: »Zum Kuckuck!«

Patrick sah sich die drei Jungen im Wagen besorgt an. Justus Jonas, der neben ihm im Führerhaus saß, war sichtlich verstört, aber nicht verletzt. Auf der offenen Pritsche des Fahrzeugs hatten sich Peter Shaw und Bob Andrews noch an die Seitenwände geklammert, um nicht den Halt zu verlieren. Die Füße hatten sie angestemmt, damit sie nicht herunterstürzten. »Alles klar bei euch?« rief Patrick.

Bob und Peter nickten und ließen ihren Halt los. Ihre Muskeln waren noch ganz verspannt.

Gemächlich stiegen alle vom Wagen herunter, um den Schaden in Augenschein zu nehmen. Patrick starrte entsetzt auf den Vorderreifen, der geplatzt war und sie dadurch von der kurvenreichen Bergstraße abgelenkt hatte.

»Zum Kuckuck!« sagte Patrick zum dritten Mal. »Ich hätte gar nicht gedacht, daß wir ein solches Tempo drauf hatten.«

»Ob du den wohl wieder aus dem Graben herausbringst?« fragte Justus.

Patrick hatte seine Zweifel. Er setzte sich wieder ans Lenkrad. Der Motor sprang an und heulte auf. Im Getriebe krachte es, und Patrick schaute über die Schulter zurück. Aber die Hinterräder des Transporters rotierten im Schlamm. Patrick stellte den Motor ab und stieg wieder aus. »Wir

stecken hier fest«, bemerkte er. »Justus, wir werden wohl deinen Onkel Titus holen müssen. Er soll mit dem Lastwagen herkommen und uns herausziehen. Dann kann ich den Reifen wechseln.«

»Fabelhafte Idee!« rief Peter. »Und wo ist das nächste Telefon?«

Patrick und die drei Jungen schauten sich in der öden Umgebung um. Vor zwanzig Minuten hatten sie Rocky Beach verlassen, denn sie wollten zu einer Berghütte im Hochland von Santa Monica. Der Besitzer wollte seine Habe verkaufen, ehe er wieder in seine Heimatstadt in Indiana übersiedelte.

»Manche Leute, die hier in den Bergen wohnen, haben ganz interessante Sachen«, hatte Onkel Titus gesagt, als er den Anruf des Mannes erhalten hatte. »Justus, fahr doch du mit Patrick oder Kenneth im Transporter los und sieh nach, was der Mann zu verkaufen hat. Wenn sein Bettgestell wirklich aus Messing ist, wie er angibt, dann nehmt das mit. Und kauft auch alles andere, was wir hier absetzen können.«

»Aber bitte nichts Unsinniges, Justus«, ermahnte ihn Tante Mathilda Jonas. Sie war immer verärgert, wenn Onkel Titus von einer Einkaufstour mit Sachen ankam, die man vielleicht nur schwer wieder loswerden konnte. Doch ihre Sorgen waren unbegründet. Das Gebrauchtwarencentrum T. Jonas in Rocky Beach war an der ganzen Pazifikküste wohlbekannt. Immer wieder kamen Leute auf der Suche nach Dingen, die sonst nirgends aufzutreiben waren. Also fanden selbst die ausgefallensten Gegenstände irgendwann einmal einen Käufer.

Justus war bei der Vorstellung, selbständig etwas einhandeln zu dürfen, ganz aufgedreht gewesen. Bisher hatte Onkel Titus seine Einkäufe immer selbst erledigt. Justus war gleich losgelaufen, um seine Freunde Bob und Peter zu holen. Dann hatte er Onkel Titus' Helfer, Patrick und dessen Bruder Kenneth, gesucht. Noch vor Ablauf einer halben Stunde war Patrick mit dem Transporter startbereit.

Patrick war von Rocky Beach aus nach Norden gefahren,

längs der Küstenstraße, und dann waren sie in die Chaparral Canyon Road eingebogen, eine breite, gut ausgebaute Straße, die übers Bergmassiv und auf der anderen Seite wieder hinunter ins Tal, San Fernando Valley, führte. Etwa sechs Kilometer nach dem Einbiegen in den Chaparral Canyon hatte Patrick den Wagen nach rechts auf eine unbefestigte, einspurige Straße gelenkt, die sich Rock Rim Drive nannte. Und nun hatten sie hier nach nur wenigen hundert Metern Fahrt die Reifenpanne gehabt.

»Sieht so aus, als würde nun doch nichts aus meiner Einkaufsfahrt«, meinte Justus mit einem Seufzer. »Sieht eher so aus, als müßten wir jetzt zu Fuß nach Rocky Beach zurückwandern.«

Er warf einen finsternen Blick auf das niedrige Gestrüpp, das die Berge ringsum bedeckte. Zur Linken stand ein verwittertes, altes Haus hoch am Hang über der Straße. Es war offenbar unbewohnt. Im Erdgeschoß waren die Fenster mit Brettern vernagelt, und im Obergeschoß fehlten viele Scheiben.

»Da drin gibt es kein Telefon, das steht fest«, sagte Peter.

»Da!« Bob wies auf den Hang hinter dem alten Haus. Kurz vor der Hügelkuppe, rechts von den Jungen, stand eine Gruppe Eukalyptusbäume, hinter denen ein Stück eines roten Ziegeldachs hervorlugte. »Da oben ist ja noch ein Haus«, sagte er. »Sieht gar nicht so klein aus. Von da kann man sicher in den Chaparral Canyon hinuntersehen.«

»Vielleicht müssen wir gar nicht so weit gehen«, meinte Justus. »Seht ihr die alte Scheune halbwegs am Hang? Dahin führen doch Telefonleitungen. Vielleicht wohnt da jemand, und wenn wir zur Abkürzung durch das Maisfeld gehen –« Verdutzt hielt er inne.

»Was ist denn?« fragte Bob.

»Das Maisfeld«, sagte Justus. Er lehnte sich an den Zaun, der die Grenze zur Straße hin bildete, und sah gespannt hin. »Hat man jemals mitten in den Bergen von Santa Monica von einem Maisfeld gehört?«

Der Mais auf dem kleinen Feld an der Straße stand hoch und grün in der heißen Augustsonne. Die Kolben wurden schon dick, und die Erde um die Pflanzen war dunkel vor Feuchtigkeit. Da hatte sich jemand viel Mühe mit der Bewässerung gegeben. Der Boden stieg von der Straße aus steil an, und am oberen Rand des Feldes thronte auf einem Zaun eine Vogelscheuche. Mit Augen, die schwarze Dreiecke auf dem Gesicht aus einem Jutesack waren, starrte sie den Jungen entgegen.

Justus schüttelte den Kopf. »Ein recht sonderbarer Platz für Landbau ist das hier.«

»Sei doch froh«, sagte Bob, »und gut, daß es ein Telefon gibt. Los, gehen wir hin!«

»Besser nicht alle auf einmal«, widersprach Justus. »Wenn der Bauer uns zu dritt durch sein Maisfeld marschieren sieht, gefällt ihm das bestimmt nicht.«

Peter setzte sich hin und lehnte sich gegen einen Zaunpfahl. »Na schön«, sagte er. »Ich bin dafür, daß Justus loszieht. Es geht hier immer schön bergauf, eine gute Übung für ihn.«

Justus schnitt eine Grimasse. Er hatte ja einiges Übergewicht und mochte es gar nicht, wenn man ihn daran erinnerte.

»Also irgendeiner muß gehen«, sagte Patrick besorgt.

»Schön, ich geh' ja schon«, brummte Justus. Schwerfällig kletterte er über den Zaun und stakte los durch den Mais, der ihm fast bis zum Kopf reichte. Aus Rücksicht darauf, daß ein Maisfeld hier im Bergland eine Seltenheit war, trat er vorsichtig auf. Dennoch kam er nicht ganz geräuschlos voran. Der Mais raschelte, als er sich hindurchdrängte, und sein Atem ging laut. Der Hang wurde immer steiler, und er mußte sich beim Steigen weit vorbeugen.

Er blickte durch die Maisstengel auf und sah wieder die Vogelscheuche. Nun war sie ganz nahe, und er konnte das Gesicht deutlich erkennen. Der Mund schien ihn anzugrinsen – ein verschobenes Grinsen.

»Noch ein paar Meter«, sagte sich Justus, »dann hab' ich es geschafft.«

Langsam richtete er sich auf. Plötzlich schoß etwas Großes, Dunkles von oben herab auf ihn zu.

»Du verdammtes *Ding!*« schrillte eine wütende Stimme. »Dir knalle ich gleich was an den Kopf!«

Justus stieß keuchend den Atem aus, und die Füße rutschten unter ihm weg. Ein erboster Mann mit zornigen Augen prallte mit ihm zusammen und stieß ihn nach hinten um.

Im nächsten Augenblick lag Justus zwischen abgeknickten Maisstengeln. – Er schaute zum blauen Himmel und zum grünen Mais auf – und zu einem Mann gleich einem schwarzen Schatten, der auf ihm kniete, eine Hand auf seine Kehle gedrückt, so daß er vor Atemnot fast ohnmächtig wurde. Die freie Hand des Mannes war hoch erhoben, und sie hielt eine abscheuliche Waffe umklammert – einen scharfkantigen Steinbrocken!

Der Ameisenmensch

»Bitte, Mister!« stieß Justus mit heiserem Krächzen hervor.

Der Mann ließ von Justus Kehle ab. »Nanu . . . du bist ja nur ein Junge!« rief er.

Beide hörten, wie etwas durch die Maispflanzen brach. Schritte zertrampelten das weiche Erdreich, und dann sah Justus gegen den Himmel Patricks riesenhafte Gestalt.

»Lassen Sie Justus sofort in Ruhe!« herrschte Patrick den Mann an. Er zerrte ihn mit einem gewaltigen Ruck von Justus weg und schleuderte ihn zur Seite, so daß er ein Stück hügelabwärts rollte. »Ihnen zerbrech' ich alle Knochen im Leib!« drohte er.

Langsam stand Justus auf. Er sah, wie der Mann, der ihn angefallen hatte, zu Patrick hinaufblinzelte. Er hatte den verkniffenen, suchenden Blick des stark Kurzsichtigen, und er tastete auf dem Boden neben sich herum.

»Meine Brille!« sagte er verärgert. »Ich habe meine Brille verloren!«

Bob und Peter waren mit Patrick den Hang heraufgekommen. Jetzt bückte sich Bob und hob zwischen den zerknickten Maisstengeln eine Art Fliegerbrille mit dicken Gläsern auf. Er reichte die Brille dem Mann, der sie an einem Zipfel seines groben Baumwollhemds abwischte und wieder aufsetzte. Dann stand der Mann auf und klopfte sich die Jeans ab.

»Was ist denn in Sie gefahren?« fragte Patrick empört. »Sind Sie wahnsinnig, Justus so einfach zu überfallen?«

»Es tut mir sehr leid«, sagte der Mann spröde, als sei es nicht seine Art, Irrtümer einzugestehen. »Es tut mir leid, aber ich dachte, du wärest die Vogelscheuche, und –«

Der Mann brach ab. Er sah hinüber zu der Vogelscheuche, die mit ihrem schiefen Grinsen auf dem Zaun hockte.

»Ja, das ist so . . . hm . . . wir wurden nämlich hier schon öfter durch Eindringlinge gestört. Sie zertrampeln mir den Mais und . . . und treiben einfach Unfug . . . und ich gebe ja zu, daß ich die Nerven verlor, als ich sah, daß da einer den Berg heraufkommt.«

Der Mann hielt inne. Sein kahler Kopf glänzte in der Sonne. Seine Augen hinter den dicken Brillengläsern waren hell. Justus sah, daß der Mann nicht sehr groß war, kaum größer als er selbst, und ziemlich mager. Aber er war muskulös und sonnengebräunt wie jemand, der viele Stunden im Freien verbringt und körperlich durchtrainiert ist. Justus schätzte ihn auf etwa Ende dreißig.

»Ich hätte dich mit dem Stein bestimmt nicht geschlagen«, sagte der kahlköpfige Mann zu Justus. »Ich wollte nur wissen, wer du bist.«

»Und Sie dachten, ich sei eine Vogelscheuche«, stellte Justus fest.

»Aber nein! Nein, natürlich nicht! Lächerlich! Da mußt du dich verhöhrt haben. Aber würdet ihr mir jetzt freundlicher Weise sagen, was ihr alle in meinem Maisfeld macht?«

Justus konnte nur staunen, wie schnell der Mann wieder seine Angriffshaltung bezogen hatte. Dann nickte er und begann zu erklären. »An unserem Transporter ist ein Reifen geplatzt, und wir landeten im Graben unten am Rock Rim Drive. Da sah ich die Telefonleitungen, die zu der Scheune dort oben führen, und ich wollte fragen, ob ich meinen Onkel anrufen kann, damit er kommt und uns aus dem Graben zieht. Ich wollte eben den kürzesten Weg durch das Maisfeld hier nehmen.«

»Aha«, sagte der Mann. »Nun, da tut es mir leid, daß ich mich so unbeherrscht auf dich stürzte. Und telefonieren könnt ihr gern.«

Er drehte sich um und ging wieder bergan. Die Jungen und Patrick folgten ihm durch ein Tor im Zaun über eine grasbewachsene Fläche zu der alten, roten Scheune. Der kahlköpfige Mann öffnete die große Mitteltür., knipste an der Decke Neonröhren an und ließ die Besucher eintreten.

In dem großen Gebäude war nichts von irgendwelchem Vieh oder landwirtschaftlichen Maschinen zu sehen. Statt dessen gab es lange Tische, auf denen seltsame Gerätschaften in einer Art geordnetem Chaos standen. Ehe sich Justus die Sachen näher ansehen konnte, führte ihn der Mann zu einem Schreibtisch an einer Seitenwand der Scheune.

»Nun erledige deinen Anruf«, sagte der Mann. Er wies auf ein Telefon, das auf der Tischplatte halb unter Stapeln von Büchern und Notizblöcken begraben war.

Während Justus zu Hause anrief, schauten sich Bob, Peter und Patrick neugierig um. Auf dem langen Tisch neben dem Eingang sahen sie mehrere Holzrahmen mit einer Kantenlänge von etwa einem halben Meter. Die Rahmen waren an einer Seite mit Gaze bespannt und an der anderen verglast. Sie sahen aus wie Bilderrahmen, aber sie waren leer. Der Sucher einer Kamera, die auf einem Stativ am Fußboden stand, war auf einen der Rahmen gerichtet.

Auf einem anderen Tisch standen mehrere große Glasbe-

hälter. Bob sah sich den Inhalt eines Gefäßes näher an und fand, der Inhalt gleiche kleinen Mooszweigen. Dann wurde ihm mit jähem Erschrecken klar, daß dies keine Pflanzenteile waren. Es waren Ketten aus lebenden Ameisen – braune, langbeinige Ameisen, die sich mit Geh- und Mundwerkzeugen aneinanderklammerten. Bob starrte die Insekten lange an, gleichzeitig fasziniert und abgestoßen.

Justus legte den Telefonhörer auf. »Alles klar«, verkündete er. »Onkel Titus wird uns in etwa einer halben Stunde hier treffen, unten am Rock Rim Drive.«

»Sehr gut«, sagte der kahlköpfige Mann. Er machte eine Bewegung, als wolle er seine Besucher hinausgeleiten, doch Bob hielt ihn mit einer neugierigen Frage auf.

»Sammeln Sie *Ameisen*?«

»Ja, ganz richtig«, antwortete der Mann. Zum ersten Mal legte er eine Andeutung von Wärme in seine Stimme. »Aber ich sammle sie nicht einfach. Ich beobachte sie und mache mir Aufzeichnungen über ihr Verhalten. Dann versuche ich zu beurteilen, was sie als nächstes tun werden. Ich beobachte sie fortwährend, und schließlich finde ich dann heraus, ob ich recht hatte.«

»Dann sind Sie Entomologe«, stellte Justus fest.

Der Mann lächelte. »Dieses Fachwort kennen nur wenige junge Leute deines Alters.«

»Justus liest viel«, erklärte Peter. »Wir verstehen auch immer nur die Hälfte von dem, was er von sich gibt. Wie nannte er Sie, einen Ento . . . Etom . . . ?«

»Einen Entomologen«, wiederholte der Mann. »Das ist ein Wissenschaftler, der Insektenforschung betreibt, und das ist tatsächlich mein Beruf. Mein Name ist Woolley, Dr. Charles Woolley. Ich habe mehrere Bücher über räuberische Ameisen geschrieben. Zur Zeit arbeite ich auch wieder an einem Buch, aber was letztlich darin stehen wird, ist noch offen.«

Woolley lächelte, und Justus hatte den Eindruck, als könne

er ganz umgänglich sein, wenn er wollte. Auch kam es Justus in den Sinn, daß Woolleys Kopf im Verhältnis zu seinem schwächtigen Körper auffallend groß war, und daß die Augen hinter den dicken Brillengläsern leicht vorstanden. Mit dem kahlen Schädel und dem Gesicht, das in ein spitzes Kinn auslief, glich Woolley wirklich einer Ameise. Justus schaute auf die Stirn des Mannes; fast erwartete er, daß gleich Fühler daraus hervorsprießen würden.

Woolley hob die Hand an den Kopf. »Was ist?« fragte er. »Habe ich da etwas?«

Justus zuckte zusammen. »Nein, nein. Ich dachte nur gerade an Ihr Buch. Wenn Sie noch nicht wissen, wie es damit ausgeht, schließe ich daraus, daß Sie mit Ihren Studien über diese Insekten hier noch nicht fertig sind. Das ist Ihr Versuchsraum, nicht wahr?«

»Der ganze Hang ist mein Versuchsgebiet«, berichtigte Woolley. »In dieser Scheune betreibe ich meine Spezialstudien. Die Rahmen, die ihr hier seht, enthalten eingefangene Ameisen, die ich fotografiere. Die Kamera über dem Tisch hat ein Vergrößerungsobjektiv. Drüben in der Ecke habe ich auch eine Dunkelkammer. Die Ameisen, die ihr in den Gläsern seht, entstammen einer Kolonie, die in dem kleinen Gewächshaus hinter dieser Scheune lebt. Zumindest hält sich die Kolonie zur Zeit dort auf. Vielleicht beschließen sie bald, weiterzuziehen. Diese Wanderschaft ist in Kürze fällig.«

»Und wenn sie wandern, wissen Sie dann, wie Ihr Buch ausgehen wird?« fragte Bob. »Wo werden sie denn hinziehen?« »Vermutlich werden sie nicht weit ziehen«, erwiderte Woolley. »Vielleicht gehen sie den Hang aufwärts, näher zu dem großen Haus. Da es Kriegerameisen sind, nennen wir den Ort, wo sie nisten, ein Biwak – ein Feldlager. Ameisen haben starke Ähnlichkeit mit Bienen. Die ganze Kolonie ist auf die Königin ausgerichtet. Wenn sie mit der Eiablage beginnt, ist sie riesengroß, also bleibt die Kolonie am Ort, und die Arbeiterinnen schwärmen jeden Tag zur Futterbe-

schaffung aus. Nachdem die Königin ihre Eier abgelegt hat, ist sie wieder schlank und beweglich, und die Kolonie kann weiterwandern. Die Kolonie, die sich im Gewächshaus befindet, ist schon mehrmals gewandert, seit ich hier bin. Ein mächtiger Strom marschierender Ameisen ist ein eindrucksvoller Anblick, das könnt ihr mir glauben!«

Justus runzelte die Stirn. »Ich wußte gar nicht, daß wir in dieser Gegend Wanderameisen haben«, sagte er. »Ich habe Horrorgeschichten über diese Ameisen in Afrika gelesen. Sind das nicht solche, die in die Dörfer der Eingeborenen einmarschieren und alles Erreichbare auffressen, auch Haustiere?«

Woolley nickte erfreut. »Absolut alles. Die meisten Ameisen sind Pflanzenfresser, aber die kriegerischen Wanderameisen sind Fleischfresser – räuberische Nomaden. Die Afrikaner nennen sie ›die Durchreisenden, und sie flüchten, wenn sich eine Kolonie nähert. Die Ameisen könnten nämlich ohne weiteres auch einen Menschen auffressen – das ist schon vorgekommen!«

Ein Schauer überlief Peter, aber Woolley fuhr mit seinem begeisterten Bericht fort, gänzlich unberührt von dem Schreckbild, das er da entworfen hatte.

»Aber die Ameisen folgen nur ihrem Instinkt. Sie fressen Ratten und Tausendfüßler und alles, was sie sonst finden. Wenn die Afrikaner nach einer Ameiseninvasion zu ihren Dörfern zurückkehren, finden sie blitzsaubere Häuser vor, die von allem Ungeziefer befreit sind. Die Wanderameisen, die auf unserem Kontinent vorkommen, sind nicht so radikal wie die afrikanischen Arten. Sie fressen zwar kleine Säugetiere, wenn sich die Möglichkeit bietet, aber größtenteils ernähren sie sich von anderen Insekten. Eine Art kommt in ganz Panama und Mexiko vor. Wieder eine andere gibt es hier in den Vereinigten Staaten. Sie findet sich überall südlich des fünfundvierzigsten Breitengrades. Das reicht immerhin bis Oregon und Maine. Und dann gibt es noch die Ameisen

hier auf diesem Berggelände. Sie sind eigentlich nicht der Typ Wanderameisen, den man hier suchen würde. Ihre Beine sind länger als bei den Arten, die früher in diesem Gebiet beobachtet wurden, und ihr Panzer ist dicker.«

Woolley hielt einen Augenblick inne und strahlte geradezu vor freudiger Erregung. »Möchtet ihr etwas ganz Erstaunliches sehen?« fragte er.

Er wartete die Antwort gar nicht ab, sondern öffnete die Tür und trat ins Freie. Patrick und die Jungen folgten ihm den Hang hinauf.

»Dieses Gelände gehört Chester Radford«, begann Woolley. »Ihr kennt ihn vielleicht. Er ist sehr wohlhabend, aber auch großzügig. Er fördert viele naturwissenschaftliche Forschungsprojekte. Im Frühjahr war ich hier auf einer Wanderung, und dabei fielen mir Wanderameisen auf, die ich noch nicht kannte. Ich vergewisserte mich, daß es sich um eine ganz außergewöhnliche Abart handelte, und daß sie auf dem Anwesen von Mr. Radford vorkamen. Mr. Radford lebt im Ausland, aber ich konnte mit ihm Verbindung aufnehmen. Er gab mir die Erlaubnis, hier zu wohnen und die Scheune als Arbeitsraum zu benutzen. Er hat auch eine Spende der Radford-Stiftung zur Förderung der Naturwissenschaften befürwortet, und so kann ich hier meine Arbeit fortsetzen.«

Woolley blieb vor einem kleinen Gewächshaus stehen, das recht vernachlässigt und heruntergekommen aussah. Die Tür zu dem kleinen Gebäude ächzte, als der Wissenschaftler sie öffnete.

»So, und das hier ist meine Kolonie Wanderameisen!«

Charles Woolley kniete nieder und zeigte auf ein dunkles, unförmiges Gebilde, das von der Unterseite eines Tisches herabhing. Es bewegte sich sachte in der Zugluft von der offenen Tür her. Das erinnerte Justus an die Art, wie sich Fell bewegt, wenn man hineinbläst. Das Gebilde war ein riesiger, gleichsam brodelnder Klumpen aus Ameisen, die ineinander verklammert waren.

»Igitt!« sagte Peter.

»Faszinierend, nicht wahr?« meinte Woolley. »Und überhaupt nicht wie andere Wanderameisen, die ich bisher beobachten konnte. Möglicherweise ist es eine neue Unterart. Vielleicht eine Mutation. Wie lange die wohl schon hier sein mögen? Woher kamen sie? Wohin werden sie weiterziehen? Das sind die Fragen, die ich zu beantworten versuche.«

Patrick schaute unbehaglich auf die Masse winziger Geschöpfe. »Ich glaube, wir gehen jetzt lieber«, meinte er. »Mr. Jonas wird jeden Augenblick da sein.«

Er ging ins Freie, und kurz darauf folgten ihm die Jungen. Nun blieben sie am Rand des Maisfelds und bahnten sich ihren Weg durch das niedrige Gestrüpp am Abhang zum Rock Rim Drive. Einmal blickte Justus zurück. Woolley stand am Zaun vor dem Maisfeld und sah herüber. Die Vogelscheuche auf dem Zaun schien auch herzuschauen, mit ihren ausdruckslosen Augendreiecken und ihrem Grinsen, das ein wenig bedrohlich wirkte.

»Sonderbarer Kauz«, sagte Peter. »Der ist total verrückt mit seinen Ameisen!«

»Das ist nicht das eigentlich Sonderbare«, erklärte Justus. »Sonderbar ist für mich, daß ein ernstzunehmender Wissenschaftler mich für eine lebendige Vogelscheuche hielt.«

Neue Bekanntschaften

»Na, jedenfalls ist mir klar, daß es von hier bis zu der Abzweigung am Rock Rim Drive mehr als acht Kilometer sind«, murrte Peter, »und daß es fast die ganze Strecke bergan geht. Und nun soll ich acht Kilometer weit in der größten Mittags-hitze die Pedale treten, nur um mir diese Vogelscheuche noch einmal anzusehen?«

Seit dem Abenteuer der Jungen am Hang des Radford'schen

Anwesens waren mehrere Stunden vergangen. Justus, Bob und Peter saßen an einem Tisch des Café Seeblick in Rocky Beach, aßen Eis und beredeten die Ereignisse des Vormittags. Justus hatte gerade erklärt, er habe den zweiten Versuch einer Einkaufsreise in die Berge abgelehnt. Onkel Titus würde nun selbst zu der Berghütte fahren, denn Justus wollte statt dessen noch einmal zu dem auffälligen Maisfeld. Bob und Peter waren von dieser Änderung ihrer Pläne nicht gerade begeistert.

»Seid ihr denn überhaupt nicht neugierig?« fragte Justus vorwurfsvoll. »Wollt ihr diese gruselige Vogelscheuche nicht auch näher untersuchen?«

»Die ist doch gar nicht gruselig«, fand Peter. »Das ist nur ein Bündel alter Lumpen.«

»Na schön, aber warum meinte Charles Woolley, er hätte am Berg eine lebendige Vogelscheuche gesehen?« fragte Justus.

»Warum ist er auf mich losgegangen?«

»Ich finde, du machst aus einer Mücke einen Elefanten«, sagte Bob. »Woolley war eben ein wenig zerfahren, das ist alles.«

Justus schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht alles. Denn er hatte schlichtweg die Nerven verloren. Wer würde denn einen unbefugten Eindringling so einfach zusammenschlagen wollen? Woolley hatte einen großen Stein gepackt. Damit hätte er mir den Schädel einschlagen können. Und doch glaube ich nicht, daß er ein gewalttätiger Mensch ist. Als ihm klar wurde, wen er vor sich hatte, beruhigte er sich schnell. Nur solange er dachte, ich sei ein Ding, war er rasend vor Wut. Wißt ihr noch, wie er mich ein verdammtes Ding nannte? Als sei ich gar kein menschliches Wesen! Das ist nicht normal. Wenn er mich einen Schnüffler oder Einbrecher genannt hätte, dann hätte ich mich darüber nicht weiter aufgeregt. Aber er nannte mich ein Ding! Und dann, als er sich entschuldigte, sagte er, er hätte mich irrtümlich für eine Vogelscheuche gehalten.«

Peter mußte lachen. »Für eine Vogelscheuche bist du zu dick«, sagte er.

Ein junger Mann in kurzärmeligem Hemd und dunkler Hose hatte sich vor dem Tresen an der Seitenwand des Cafés eine Tasse Kaffee bestellt. Jetzt wandte er sich um und sah Justus an. »Du bist wirklich zu stämmig, du kannst nicht die Vogelscheuche sein«, sagte er. »Und zu klein bist du auch.«

Die drei Jungen schauten den Mann mit großen Augen an. Er nahm seine Kaffeetasse und kam an ihren Tisch. Peter rückte zur Seite, um ihm Platz zu machen.

»Ich hoffe, ihr redet von der Vogelscheuche da oben im Chaparral Canyon«, fuhr der Mann fort. »Dieses Ding, das auf dem Gelände der Radfords herumgeistert. Das wäre ja nicht auszuhalten, wenn es noch eine zweite wandelnde Vogelscheuche gäbe!«

»Soll das heißen, daß die Vogelscheuche tatsächlich herumwandert?« fragte Justus.

Der Mann nickte. Er genoß die Verwirrung, die er bei den Jungen verursacht hatte. »Ich hab' sie gesehen«, erklärte er den Jungen. »Ich heiße Conklin. Larry Conklin. Ich arbeite bei der Firma Safe-T-System. Die stellt Alarmanlagen her, und wir machen die Montage und den Kundendienst. Wir haben auch die Anlage im Mosby-Museum oben beim Chaparral Canyon eingerichtet.«

Justus nickte. »Das kenne ich.«

»Phantastisch, nicht?« meinte Larry Conklin. »Man sagt, der alte Millionär Mosby, der es gebaut hat, wollte sein Haus noch besser absichern als eine befestigte Burg. Und das muß auch so sein. Es ist voller herrlicher Gemälde aus aller Welt. Und wir überprüfen jede Woche mindestens einmal, ob die Anlage tadellos funktioniert.«

»Aber was ist denn nun mit der Vogelscheuche?« fragte Justus.

»Ach ja, die. Na, an einem Abend vor vielleicht einer Woche war ich bei Mosby, und gerade als ich wieder ins Auto steigen

und wegfahren wollte, sah ich eine Vogelscheuche, die sich um die Ecke der Villa Radford verdrückte. Das Haus steht gleich gegenüber, an der anderen Straßenseite. Ich sah die Vogelscheuche nur ganz kurz. Dann lief sie den Hang hinunter und war verschwunden.«

Larry Conklin hielt inne und schlürfte seinen Kaffee.

»Und dann?« forschte Justus.

»Nichts mehr«, entgegnete Conklin. »Ich dachte schon, ich hätte mir das eingebildet. Es dämmerte schon, und das Zwielflicht hätte mich täuschen können. Ich stand still und ließ den Vorfall noch einmal vor meinem inneren Auge ablaufen, wie eine Szenenwiederholung im Fernsehen. Aber da konnte ich das Ding wieder genau so deutlich sehen. Es war wirklich eine Vogelscheuche. Nur fiel mir nicht im Traum ein, bei Mosby zu klingeln und zu melden, daß da in der Gegend eine Vogelscheuche frei herumläuft. Die hätten ja gedacht, ich hätte nicht mehr alle Tassen im Schrank!«

»Mit Sicherheit«, bestätigte Peter.

»Also kommt es mir gerade recht, daß ihr Jungen jetzt davon gesprochen habt«, sagte Conklin. Er sah Justus scharf an. »Da hat dich also einer mit der Vogelscheuche verwechselt, wie? Aber so siehst du doch gar nicht aus.«

»Ich kam gerade durch ein Maisfeld«, berichtete Justus. »Die Person, die sich getäuscht hatte, konnte mich nicht deutlich sehen.«

»Leuchtet mir ein«, meinte Conklin.

»Wie sah denn Ihre Vogelscheuche aus?« fragte Bob.

Conklin runzelte die Stirn. »Ach, etwa von mittlerer Größe. Vielleicht einssiebzig oder einsfünfundsiebzig. Mager. Hatte einen schwarzen Hut auf und einen hellen Kittel an. Das Gesicht konnte ich nicht genau erkennen, es war wie ein Fleck. Aus den Ärmeln schauten Strohbüschel heraus. Daran merkte ich, daß es eine Vogelscheuche war.«

Conklin trank seine Tasse aus und stand auf. »Ich mische mich nicht in Dinge ein, die mich nichts angehen«, sagte er, »und

vielleicht solltet ihr Jungen auch die Finger davon lassen. Diese Vogelscheuche war mir irgendwie widerlich. Warum laßt ihr das Ganze nicht auf sich beruhen?»

Die Jungen sagten darauf nichts, und Conklin verließ das Lokal.

Justus schaute Bob und Peter listig an. »Wollt ihr nun die Sache auf sich beruhen lassen?»

»Und wie gern! Nur läßt du uns nicht«, schnaubte Peter. »Also ziehen wir los. Das gibt eine lange Radfahrt bis hinauf zum Maisfeld.«

Die drei Jungen nahmen ihre Fahrräder aus dem Ständer vor dem Café, und bald darauf radelten sie auf der Küstenstraße nach Norden. Dann bogen sie in die Chaparral Canyon Road ein und arbeiteten sich die Steigung hoch.

Als sie zu der Stelle kamen, wo Rock Rim Drive nach rechts abzweigte, hielt Peter an und wartete, bis Bob und Justus nachgekommen waren.

»Gehen wir durchs Maisfeld wie heute früh?« fragte er.

»Ich möchte Dr. Woolley heute nicht noch einen zweiten Schrecken einjagen«, sagte Justus. »Schaut mal, da vorn. Ist da nicht ein Feldweg, der quer durch das Radford-Gelände verläuft und dann bergab zum Maisfeld führt?«

»Auf einem Feldweg könnten wir Dr. Woolley aber auch erschrecken«, wandte Bob ein.

»Immerhin sieht es dann nicht so aus, als ob wir uns anschleichen«, sagte Justus. Er fuhr auf der Chaparral Canyon Road voraus bis zu der Stelle, wo ein unbefestigter Fahrweg das Radford-Gelände durchquerte. Von hier aus konnten die Jungen auf halber Höhe am Hang die Scheune sehen, wo Woolley an seinen Forschungen arbeitete. Links von der Scheune, ein Stück weiter oben am Hang, stand das Gewächshaus, das die brodelnde, pulsierende Ameisenkolonie beherbergte. Hinter dem Gewächshaus erstreckte sich eine Reihe Eukalyptusbäume quer zum Berghang. Bei dieser Baumreihe endete der Weg.

Justus blickte den Chaparral Canyon entlang. Er sah ein stilvolles, L-förmig gebautes weißes Haus mit rotem Ziegeldach. In dem Winkel zwischen den beiden Flügeln des Gebäudes war ein Schwimmbecken auf einer großen Terrasse angelegt. Das Haus war von gepflegten, samtigen Rasenflächen umgeben.

Auf der anderen Straßenseite, gegenüber der eleganten Villa, stand ein eigenartiger, fensterloser Bau, ganz aus Beton.

»Das Mosby-Museum«, sagte Peter. »Das ist ja ein irrer Klotz. Und das hier ist auch ein irrer Platz für ein Museum, oben in den Bergen.«

»Es war Mosbys Wohnhaus, als der Mann noch lebte«, erklärte Justus. »Hier oben wohnen viele reiche Leute. Das Gebäude ist immerhin zweckmäßig. Da es eine wertvolle Kunstsammlung enthält, ist es ein großer Vorteil, daß es keine Fenster hat. Es ist absolut sicher.«

»Aber scheußlich«, entgegnete Bob. »Ich möchte wetten, die Radfords waren hell entsetzt, als es gebaut wurde!«

Nun schoben die Jungen ihre Räder den staubigen Feldweg hinunter zu den Eukalyptusbäumen. Sie redeten nicht mehr. Alle drei dachten wieder an Charles Woolley, wie sie ihn erlebt hatten, rasend vor Wut und in drohender Haltung.

Als sie die Bäume erreicht hatten, konnten die Jungen die Vogelscheuche und das Maisfeld sehen. Sie ließen ihre Fahrräder stehen, gingen hinunter zu der hölzernen Umzäunung des Feldes und sahen sich die Vogelscheuche genau an.

Beine hatte das Ding nicht. Es war mit einem Pfahl an den Zaun genagelt. Ein zweiter Pfahl, der rechtwinklig zum ersten befestigt war, bildete die Arme. Die Vogelscheuche trug einen schwarzen Hut, eine verblichene Cordjacke, in deren Ärmel Stroh gestopft war, und alte graue Arbeitshandschuhe. Der Kopf war ein strohgefüllter Jutesack, der am Hals mit Schnur zusammengebunden war. Als Augen waren schwarze Dreiecke und als grinsender Mund ein grober schwarzer Strich aufgemalt.

»Die kann doch hier nicht weg«, stellte Justus fest. »Ausgeschlossen.«

Plötzlich war ein entsetzter Atemzug zu hören. Die Jungen drehten sich um. Eine Frau stand auf einem Fußpfad, der zwischen den Eukalyptusbäumen hindurchführte. Auf den ersten Blick sah sie aus, als sei sie einer Werbeanzeige für ein teures Produkt entstiegen. Sie hatte ein schmales Gesicht mit edlen Zügen und trug eine lässig-elegante blauseidene Hose und eine bedruckte Seidenbluse. Doch bei näherem Hinschauen waren die Haare von ausgebleichetem Blond, die Gesichtszüge auffällig angespannt und der Augenausdruck gehetzt.

Die Frau starrte die Jungen an. »Was hast du da eben gesagt?« wollte sie von Justus wissen.

»Ich sagte –« fing Justus beherzt an, hielt dann aber inne. Es käme so lächerlich heraus, wenn er seine Feststellung wiederholte, die Vogelscheuche könne hier nicht weg, und lächerlich wollte Justus um keinen Preis wirken.

»Du hast gesagt, sie könne hier nicht weg«, ergänzte die Frau. Sie sprach jetzt mit erhobener Stimme, und es klang, als könne sie sich nur mühsam beherrschen. »Was wißt ihr von dieser Vogelscheuche?«

»Eigentlich nichts«, antwortete Justus. »Wir haben in der Stadt einen Mann getroffen, der sagte, er hätte eine Vogelscheuche herumwandern sehen. Das hörte sich merkwürdig an, also kamen wir her, um einmal selbst nachzusehen.«

»Ein Mann hat die Vogelscheuche gesehen?« Die Miene der Frau war ungeheuer begierig. »Was für ein Mann? Wo ist er?« Justus zögerte. Larry Conklin arbeitete bei der Firma, die für die Sicherheit des Mosby-Museums verantwortlich war. Was würden seine Vorgesetzten denken, wenn sie erfuhren, daß Conklin eine sonderbare Geschichte von einer Vogelscheuche erzählte, die er in der Dämmerung beim Herumspazieren beobachtet hatte?

»Nun?« forschte die Frau energisch.

»Der Mann kam zufällig vorbei«, versicherte Justus. »Wir

kennen ihn überhaupt nicht. Er sagte, er hätte die Vogelscheuche beim Haus der Radfords gesehen.«

»Ich wußte es doch!« rief die Frau. Sie stieß ein hysterisches Gelächter aus. »Es gibt sie also doch – die wandelnde Vogelscheuche! Es gibt sie wirklich! Nun habe ich einen Zeugen!« Und dann schlug sie die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus.

Die verrückte Dame

Die Jungen starrten die schluchzende Frau entsetzt an. Sie wußten nicht, was sie tun sollten. Zum Glück gewann die Dame ihre Fassung rasch zurück und sah die Jungen verlegen an.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ihr müßt mich für verrückt halten. Nun, das denken ohnehin alle von mir. Aber ich bin es nicht, oder? Die Vogelscheuche läuft tatsächlich herum!« Justus schaute die beinlose Vogelscheuche skeptisch an.

»Nun ja, vielleicht war es auch nicht *diese* Vogelscheuche«, sprach die Frau. »Vielleicht ist es eine andere, die genauso aussieht.«

Justus verzog den Mund zu einem taktvollen Lächeln. »Sie meinen, daß die Vogelscheuche vielleicht einen Zwillingbruder hat?«

»Ist mir doch egal!« entgegnete die Frau. »Tatsache ist, daß jemand eine herumlaufen sah! Wollt ihr nicht mit mir ins Haus hinaufkommen? Ich bitte euch, Mrs. Chumley zu erzählen, daß ich mir das nicht eingeildet habe.«

»Es gibt aber nicht viel zu berichten«, bekräftigte Justus.

»Gut, dann macht, daß ihr hier wegkommt!« sagte die Frau schroff. »Was treibt ihr überhaupt hier? Ihr habt auf diesem Gelände gar nichts zu suchen!«

»Das ist richtig«, sagte Justus ungerührt, »aber eine Vogel-

scheuche, die herumläuft, ist ein faszinierendes Rätsel. Wir haben für solche Rätsel etwas übrig.«

Justus öffnete seine Briefftasche, zog eine Karte heraus und gab sie der Dame. Auf der Karte stand:

Die drei Detektive

???

Wir übernehmen jeden Fall

Erster Detektiv

Zweiter Detektiv

Recherchen und Archiv

Justus Jonas

Peter Shaw

Bob Andrews

»Das sagt mir gar nichts«, erklärte die Frau.

»Wir sind Privatdetektive«, sagte Justus.

»Ihr? Das kann doch nicht sein«, meinte die Frau.

»Doch, es stimmt«, beteuerte Justus in seinem ganz ernsthaften Erwachsenenenton. »Wie die Fragezeichen auf unserer Karte andeuten, fesselt uns alles Unbekannte. Und wir halten grundsätzlich irgendeine Vorstellung, die jemand hat, nicht für abwegig. Nicht, ehe wir in der Sache ermittelt haben. Deshalb hatten wir schon viel Erfolg in Fällen, bei denen Berufsdetektive ratlos waren.«

»Du meinst das ja durchaus ernst«, sagte die Frau. »Gut, ich möchte eure Dienste in Anspruch nehmen. Kommt mit ins Haus und berichtet Mrs. Chumley, daß die Vogelscheuche hier herumläuft, und ich werde euch eure Mühe entgelten.« Justus sah seine Freunde an. »Wir wollen doch kein Geld dafür nehmen, daß wir wiederholen, was ein anderer erzählte, oder?«

»Auf keinen Fall«, protestierte Bob.

»Na, nun kommt schon mit«, sagte die Dame. Sie schritt den Fußweg zum Haus hinauf, und die drei ??? folgten ihr.

»Wer ist denn Mrs. Chumley?« fragte Peter.

»Sie war die Gesellschafterin meiner Mutter, und nun ist sie unsere Hausdame, erwiderte die Frau. »Ich bin übrigens Letitia Radford. Ich wohne hier. Manchmal. Wenn ich nicht gerade woanders bin.«

»Und Sie haben die wandelnde Vogelscheuche gesehen?« forschte Justus.

»Mehrere Male«, sagte die Dame. »Ich glaube, sie . . . sie will zu mir. Wenn es dämmt. Immer wenn es dämmt.«

Nun waren sie aus der Baumgruppe hervorgetreten und überquerten den Rasen. »Niemand sonst sieht die Vogelscheuche«, sprach Letitia Radford weiter. »Sie halten mich alle für verrückt! Sie meinen, ich bilde mir das ein.«

Sie hielt inne. Auf ihrem Gesicht spiegelten sich Furcht und Ekel. »Ich hasse Vogelscheuchen. Und Insekten. Ich verabscheue Insekten!«

Sie erschauerte. »Entschuldigt. Kommt nun mit und berichtet Mrs. Chumley, was ihr mir erzählt habt. Sie schickte mich schon zu einem Psychiater in Beverly Hills. Sie ist fest davon überzeugt, daß ich nicht mehr ganz normal bin.«

Miss Radford ging weiter über den Rasen und stieg ein paar Steinstufen zur Terrasse an einer Seite der Villa Radford hoch. Die Jungen kamen nach und sahen sich voll Bewunderung das große Schwimmbecken an, das ihnen schon von der Straße her aufgefallen war. Ein Tisch beim Becken war für zwei Personen gedeckt. Ein schlanker, hellblonder Mann mit weißem Jackett hielt sich daneben auf, als wolle er noch einmal überprüfen, ob alles in Ordnung sei.

»Burroughs, wo ist Mrs. Chumley?« fragte Letitia Radford.

»Sie ist in ihrem Zimmer, Miss«, antwortete der Mann. Er sprach mit britischem Akzent. »Mrs. Burroughs ist ihr behilflich. Sie sagte –«

»Lassen Sie nur. Da kommt sie ja.«

Eine Frau in schwarzem Dienstkleid und weißer Schürze schob einen Rollstuhl durch eine Tür auf die Terrasse. Im

Rollstuhl saß eine Frau, die in den Sechzigern sein mochte. Ihr weißes Haar war sorgfältig gelockt, und auf die blassen Wangen war Rouge aufgelegt. Über ihre Beine war eine gehäkelte Wolledecke gebreitet.

»Ah, Letitia! Da sind Sie ja, Liebste«, sagte sie. Ihre lebhaften dunklen Augen richteten sich aufmerksam auf die Jungen. »Und wer sind diese jungen Herren?« erkundigte sie sich.

»Diese Jungen nennen sich ›die drei Fragezeichen‹, Mrs. Chumley«, erwiderte Letitia Radford. Sie sah sich noch einmal die Karte an, die ihr Justus gegeben hatte. Dann blickte sie auf Justus. »Ich nehme an, du bist Justus Jonas, Erster Detektiv«, sagte sie.

»Jawohl«, bestätigte Justus.

»Und ich vermute, der Junge mit den kräftigen Muskeln ist Peter Shaw«, fuhr sie fort, »denn ich finde, der Junge mit der Brille kann nur Bob Andrews sein, der all die Recherchen macht.«

Bob grinste. »Da haben Sie richtig getippt.«

»Ich bin den Jungen zufällig begegnet, wie sie die Vogelscheuche untersuchten, die dieser Spinner Woolley bei seinem Maisfeld aufgestellt hat«, sagte Letitia Radford. »Und wissen Sie, was sich da herausstellte?«

»Was denn, Liebste?« fragte die Frau im Rollstuhl.

»Die Jungen waren deshalb so neugierig, weil sie in der Stadt einen Mann getroffen hatten, der die Vogelscheuche hier herumlaufen sah!«

Letitias Ton war triumphierend, aber Mrs. Chumley ließ sich nur höfliches Interesse anmerken. »Vielleicht wollen die Jungen mit uns Tee trinken und uns über die Sache berichten«, schlug sie vor. »Burroughs, bitte legen Sie noch drei Gedecke auf.«

»Sehr wohl«, sagte der Mann im weißen Jackett.

Er und Mrs. Burroughs gingen ins Haus, und Mrs. Chumley rollte sich an den Teetisch.

»Ihr habt einen Mann getroffen, der eine Vogelscheuche herumlaufen sah?« wandte sie sich an die Jungen. »Höchst bemerkenswert. Nehmt doch Platz und erzählt uns alles.«

Justus nahm sich einen Stuhl neben Mrs. Chumley. »Es ist wirklich bemerkenswert«, bestätigte er. Er kam jedoch nicht weiter, denn soeben schritt Charles Woolley die Stufen vom Rasen herauf. Seine Augen hinter den dicken Gläsern waren anklagend auf die Jungen gerichtet.

»Was geht denn hier vor?« fragte der kahlköpfige Forscher.

»Wir wollen gerade Tee trinken, Dr. Woolley«, sagte Letitia Radford kühl. »Wünschen Sie etwas?«

Woolley trat energisch näher. »Ihr mit eurer Autopanne!« fuhr er die Jungen an. »Ihr habt gelogen! Ihr brauchtet nur eine Ausrede, um in meinen Versuchsraum einzudringen und . . . und . . .«

Der Wissenschaftler brach ab. Offenbar wußte er nicht mehr weiter.

»In Ihren Versuchsraum – ja, und wozu?« fragte Justus dagegen. »Wir mußten telefonieren, das war alles. Dann trafen wir – das ist allerdings recht sonderbar – einen Mann, der hier in der Gegend eine wandelnde Vogelscheuche gesehen hatte. Inzwischen erfuhren wir, daß Miss Radford das Ding auch sieht. Sie sagt, sie sei die einzige hier, die es sieht. Stimmt das, Dr. Woolley?«

Charles Woolley antwortete nicht, aber Röte überflog sein Gesicht.

»Dann haben *Sie* sie auch gesehen!« rief Letitia Radford. Sie sprang auf. »Sie haben sie gesehen, nicht wahr?«

»Nun ja, ich habe tatsächlich etwas gesehen«, gab Charles Woolley mit merklichem Unbehagen zu. »An dem Tag, als ich die Polizei rief – weil abends jemand in meinen Versuchsraum eingebrochen war. Da sah ich ganz kurz etwas, das wie eine Vogelscheuche aussah.«

»Aber dann sagten Sie, es sei nur ein Landstreicher gewesen!« stellte Letitia fest.

»Ich wollte Sie nicht unnötig aufregen«, beteuerte Woolley. »Außerdem hatte ich schon genug Probleme mit der Polizei gehabt. Hauptkommissar Reynolds kam nämlich aus Rocky Beach mit dem Wachtmeister an, der meinen Anruf entgegengenommen hatte, und Sie hätten sein Gesicht sehen sollen, als ich ihm erzählte, daß eine Vogelscheuche in meinen Versuchsraum eingedrungen war, mir einen Schlag auf den Kopf versetzt und ein Glasgefäß voller Ameisen entwendet hatte.«

Letitia Radford lachte. »Das ist ja phantastisch!« rief sie. »Er dachte wohl, Sie hätten durchgedreht! Aber warum sagten Sie mir denn nichts davon? Jedermann in diesem Haus ist der Meinung, ich sei verrückt. Warum erzählten Sie mir die Sache nicht! Wie konnten Sie so rücksichtslos sein?«

Woolley entgegnete aufgebracht: »Ich muß schließlich an meinen Ruf als Wissenschaftler denken. Ich kann es mir nicht leisten, in so absonderliche Sachen verwickelt zu werden. Ich beschäftige mich mit ernsthaften Forschungen!«

»Ach was!« fuhr Letitia Radford auf. »Sie sind ein Ekel!« Sie machte kehrt und lief ins Haus. Mrs. Chumley sah ihr kummervoll nach.

Woolley seufzte. »Man verschone mich vor hysterischen Frauen!« sagte er. Er wandte sich an die Jungen. »Ihr seid mir noch eine Erklärung schuldig, was ihr hier macht.«

»Wir wollten die Vogelscheuche untersuchen«, sagte Justus. »Nachdem Sie mich heute früh mit einer Vogelscheuche verwechselten, fanden wir, daß wir das näher erforschen sollten.«

»Heute früh seid ihr unbefugt hier eingedrungen«, bemerkte Woolley vorwurfsvoll. »Und nun schnüffelt ihr hier herum.«

»Wenn Sie uns etwas Unrechtes zutrauen, dann rufen Sie den Kommissar an«, schlug Bob vor. »Der kennt uns.«

»Gut, das werde ich tun«, sagte Woolley. Er erhob die Stimme. »Burroughs, bringen Sie mir bitte ein Telefon hier heraus!«



Während der dienstbare Geist dem Gelehrten das Gewünschte bringt, eine kurze Überlegung: Miss Letitia Radford gibt sich unbestreitbar launenhaft und mißtrauisch. Doch Dr. Woolley reagierte auf eine einschlägige Frage ebenfalls nicht sachlich. Behalten wir den Ameisenmenschen im Auge?

Gleich darauf erschien der Hausdiener mit einem Telefon. Er steckte es in eine Dose bei der Tür ein, reichte Woolley den Apparat und ging wieder weg. Woolley ließ sich mit Hauptkommissar Reynolds von der Polizei in Rocky Beach verbinden.

»Hier Dr. Charles Woolley. Ich bin zur Zeit bei der Villa Radford«, sagte er schroff. »Hier treiben sich den ganzen Tag drei Jungen herum und beschäftigen sich mit unserer Vogelscheuche, und da wollte ich nur wissen . . .«

Er hielt inne.

»Ja, richtig, einer der drei ist recht mollig«, bestätigte er.

Nach erneuter Pause schaute er Justus an. »Du bist Justus Jonas?«

Justus nickte.

Charles Woolley sagte in die Sprechmuschel: »Stimmt. Es ist Justus Jonas.«

Er hörte eine Weile zu, dann bedankte er sich bei dem Kommissar und legte auf.

»Hauptkommissar Reynolds läßt euch ausrichten, ihr sollt euch nicht unnötig Probleme aufhalsen«, sagte er. »Er meint, ihr hättet nichts Unrechtes im Sinn. Er findet euch ganz in Ordnung. Hingegen traut er offenbar mir nicht so recht.«

In diesem Augenblick drang aus dem Innern des Hauses ein Schrei. Er war hoch und schrill und wollte gar nicht wieder aufhören.

»Lieber Himmel!« rief Mrs. Chumley. »Das ist Letitia! Was ist denn nun schon wieder?«

Ein schlimmer Schock

Woolley und die drei ??? fanden Letitia Radford an eine Wand auf dem oberen Flur gedrängt. »Ameisen!« schrie sie. Sie zeigte auf eine Tür. »Da drin! Millionen Ameisen!«

»Ach du Schreck!« zischte Woolley. Er öffnete die Tür, und er und die Jungen eilten in einen hübschen, kleinen Salon. Dahinter lag ein großes, quadratisches Schlafzimmer mit einem mächtigen Himmelbett. Und auf dem Bett krabbelten Hunderte von Ameisen geschäftig umher!

Woolley blieb verduzt stehen und starrte hin, als wisse er im Augenblick nicht, was zu tun sei.

»Mrs. Burroughs!« schrie Letitia draußen auf dem Flur. »Insektenspray, Mrs. Burroughs! Schnell!«

»Könnten das Ihre verschwundenen Ameisen sein?« fragte Justus.

Woolley trat vor und sah sich die Ameisen auf dem Bett genauer an. »Es sieht ganz danach aus.«

»So, hier bin ich schon! Was gibt's denn?« ertönte eine energische Stimme hinter ihnen.

Die Jungen drehten sich um.

Mrs. Burroughs war im Türrahmen aufgetaucht. Sie hatte eine Dose Insektenspray in der Hand. Letitia Radford hielt sich dicht hinter ihr.

»Gehen Sie aus dem Weg, bitte«, befahl Mrs. Burroughs. »Mit den ekligen Dingen bin ich in Null Komma nichts fertig.«

Mrs. Burroughs hatte ein munteres, allzu forsches Auftreten und einen ziemlich ordinären Ton an sich. Flink und unbeirrt ging sie zu Werke und sprühte auf die Ameisen los.

»Nun machen Sie sich mal keine Sorgen«, riet sie Letitia Radford. »Diese widerlichen kleinen Biester haben wir gleich erledigt, und dann beziehe ich das Bett neu, und Sie haben es wieder pieksauber und gemütlich, als wäre gar nichts passiert.«

Letitia funkelte Woolley bitterböse an. »Das ist alles Ihre Schuld!« warf sie ihm vor. »Wir hatten hier im Haus noch niemals Ungeziefer – bis Sie ankamen mit Ihren Kameras und Töpfen und Schläuchen und . . .«

»Verehrte Letitia«, sagte Woolley, »die Ameisen waren schon draußen am Berghang, ehe ich überhaupt hierher kam. Und wenn sie nun ins Haus eingedrungen sind –«

»Die sind nicht eingedrungen«, wandte Justus ein. »Die wurden hier hereingebracht.«

Er bückte sich und hob ein Glasgefäß auf, das halb unters Bett gerollt war. – Ein paar Ameisen waren noch darin. »Gehört das Ihnen?« fragte er Woolley.

Der Forscher nickte. »Es sieht so aus wie das eine, das sich die Vogelscheuche gestern abend geholt hat.«

Justus strahlte vor Begeisterung. »Eine diebische Vogelscheuche! Das wird ja immer toller. Dieser Fall scheint hochinteressant zu werden!«

»Und darüber freust du dich noch!« rief Letitia Radford verärgert. Auf ihren blassen Wangen waren nun hochrote Flecken aufgetreten. »Weg hier mit euch!« Sie wandte sich an Woolley. »Dies gilt auch für Sie! Nehmen Sie Ihre abscheulichen Ameisen und verschwinden Sie! Ich rufe noch heute abend meinen Bruder an. Und morgen ziehen Sie aus!«

»Na, na!« Mrs. Burroughs sprach in dem Ton, mit dem man ein zorniges Kind besänftigt. Sie legte das Insektenspray weg, dann zog sie den Bettüberwurf ab und schlug die Zipfel über den toten Ameisen zusammen. Die Decke voller Ameisen reichte sie Woolley.

»Gehen Sie jetzt«, herrschte sie Woolley an. »Und nehmen Sie das hier mit. Wer das getan hat, wird sich ja noch feststellen lassen.«

Eingeschüchtert nahm Woolley das Bündel an sich und verließ das Zimmer. Die drei ??? gingen ihm nach und die Treppe hinunter.

Unten in der Diele blieb der Forscher stehen und schaute die

Jungen kläglich an. »Sieht so aus, als würde das nichts mehr mit einem Fall für euch«, sagte er. »Ich hoffe nur, daß mich die Sache nicht um mein Forschungsvorhaben bringt. Letitia wirft dauernd Leute hinaus, sie findet immer einen Grund. Oft vergißt sie es dann wieder, wenn sie sich beruhigt hat. Wir müssen abwarten, ob sie nun tatsächlich heute abend ihren Bruder anruft.«

Er zuckte die Achseln und ging mit seinem Tuchbündel voller Ameisen aus dem Haus. Die Jungen traten durch das große Wohnzimmer auf die Terrasse hinaus. Mrs. Chumley war noch da und trank ihren Tee, so unbewegt, als sei eine Ameiseninvasion ein alltägliches Ereignis. Die Jungen sagten ihr, sie könnten nun doch nicht zum Tee bleiben. Mrs. Chumley entließ die drei mit höflichem Bedauern.

Gerade rechtzeitig zum Abendessen kamen die Jungen wieder in Rocky Beach an. Die merkwürdigen Ereignisse dieses Tages konnten sie jedoch erst dann besprechen, als sie sich am nächsten Morgen in Justs Werkstatt trafen.

Diese befand sich in einer Ecke des Lagerplatzes der Firma Jonas, die durch sorgfältig gestapelten Trödelkram und Schrott vom übrigen Hof räum abgeteilt war. Ein überhängendes Dach, das innen um den Zaun lief und worunter besonders wertvolle Gegenstände lagerten, gab Wetterschutz. Die Werkstatt enthielt die Abzugspresse, die Justus mit Ersatzteilen aus dem Schrottlager wieder instand gesetzt hatte. Es gab auch eine Drehbank, eine Bandsäge und eine Bohrmaschine, und dazu Justs Werkbank mit einem drehbaren Arbeitsstuhl.

Auf diesem Stuhl saß Justus und starrte Löcher in die Luft, als Peter und Bob in die Werkstatt kamen.

»Machst du dir Gedanken über die Vogelscheuche?« erkundigte sich Bob.

»Du etwa nicht?« hielt Justus dagegen.

»Na klar. Und über die Ameisen. Wer klaut schon einen Klumpen Ameisen und legt ihn einer Dame ins Bett?«

»Jemand, der die Dame nicht mag«, sagte Peter. »Vielleicht tut man sich wirklich schwer mit ihr. Sie ist so schrecklich aufbrausend.«

Peter hielt inne. Eine Glühlampe über der Abzugspresse blinkte in regelmäßigen Abständen – das Signal dafür, daß in der Zentrale das Telefon klingelte.

Die Zentrale der drei ??? war ein alter Campinganhänger, nicht weit von Justs Werkstatt. Neugierigen Blicken war er durch Stapel von Gerümpel, wofür sich kaum jemand mehr interessierte, entzogen. Onkel Titus hatte den Jungen einst den Anhänger als Clubraum überlassen, und dann hatte er ihn vergessen. Die drei ??? waren sehr darauf bedacht, ihn nicht mehr daran zu erinnern.

»Aha!« sagte der Erste Detektiv, als er das Blinklicht sah. »Ich hatte mir schon gedacht, daß heute früh ein Anruf für uns kommt.«

Peter trat hinter die Abzugspresse und zog ein Eisengitter zur Seite, das die Öffnung einer weiten Röhre aus Wellblech verdeckte. Gefolgt von seinen Freunden, kroch er durch die Röhre, die mit alten Teppichresten ausgepolstert war. Das war Tunnel II, einer von mehreren Geheimgängen, die zu dem versteckten Anhänger führten. Der Tunnel verlief unter einigen rostigen Eisenträgern und endete direkt unter der Zentrale. Peter stieß im Fußboden des Anhängers eine Luke auf und stieg in das Detektivbüro hoch.

Das Telefon klingelte noch. Peter nahm ab, hörte kurz zu, dann grinste er. »Nein, hier ist Peter. Aber Justus und Bob sind auch da.«

Er lauschte wieder. Dann sagte er: »Ich frage mal eben«, und deckte die Sprechmuschel mit der Hand ab. »Ratet mal, wer dran ist!«

»Letitia Radford«, antwortete Justus. »Sie will, daß wir ermitteln, wer ihr im Vogelscheuchen-Kostüm nachstellt und wer ihr die Ameisen ins Bett praktiziert hat.«

»Auch ein Genie kann sich mal irren«, erklärte Peter schaden-

froh. »Es ist Charles Woolley, und *er* möchte, daß wir ermitteln, wer Letitia nachstellt und wer ihr Ameisen ins Bett gelegt hat. Er möchte, daß wir zu ihm kommen. Unsere Telefonnummer bekam er von Kommissar Reynolds.«

»Sieh mal einer an!« sagte Justus. »Da haben wir also doch einen Fall! Ich kann hier weg. Bob, wie ist es mit dir?«

Bob nickte.

»Wir fahren sofort los!« rief Peter ins Telefon.

Die Zeitbombe

Nach einer knappen Stunde waren die drei ??? in der großen, roten Scheune auf dem Grundstück der Radfords.

»Letitia rief ihren Bruder gestern nicht mehr an«, berichtete Woolley erleichtert. Er saß auf einem hohen Hocker, die Ellbogen auf einen Tisch gestützt, wo Spatel, Pinzetten und Zangen säuberlich angeordnet waren, »Chester Radford hätte das nicht unbedingt berührt. Aber ich selbst habe mir die Sache überlegt. Ich kann über diese Geschichte mit der Vogelscheuche nicht länger hinwegsehen. Das ist nun nicht mehr allein Letitias Problem. Es ist auch das meine. Da mißbraucht jemand meine Ameisen, um die Frau zu drangsalieren. Ich kann es mir nicht leisten, mein Forschungsprojekt aufs Spiel zu setzen. Heute früh rief ich Hauptkommissar Reynolds nochmals an und meldete ihm den gestrigen Vorfall mit den Ameisen. Ich sagte ihm auch, Letitia habe die Vogelscheuche schon mehrmals gesehen. Der Kommissar nahm das alles überhaupt nicht ernst. Er glaubt, alles laufe auf einen Lausbubenstreich in der Nachbarschaft hinaus. Er meinte, das sei nun ausgesprochen ein Fall für euch.«

»Und was meinen Sie selbst?« forschte Justus. »Könnte ein dummer Junge wirklich solche Streiche spielen?«

»Hier in der Gegend gibt es gar keine Kinder«, sagte Woolley.

»Die Villa Radford und das Mosby-Museum sind die einzigen bewohnten Häuser weit und breit. Ihr habt inzwischen alle kennengelernt, die im Haus Radford wohnen. Drüben bei Mosby wäre noch Gerhart Malz, der Kustos, und zwei Aufseher, die sich um die technischen Anlagen kümmern und abends um fünf nach Hause gehen. Malz wohnt im Museum, aber ein Witzbold dieses Typs ist der nicht.«

»Aha«, sagte Justus. »Sehr gut. Wenn Sie den drei ??? den Fall anvertrauen möchten, sollten Sie am besten ganz von vorn beginnen und uns alles erzählen, was Sie über die Sache wissen. Die Aufklärung, wer hinter der Vogelscheuche steckt, ist möglicherweise ganz einfach. Vielleicht bedarf es nur Unbeteiligter, die nicht gefühlsmäßig mit drin hängen, um das herauszubekommen.«

Bob zückte Notizblock und Stift und hielt sich zum Mitschreiben bereit.

»Nun, zuständig für die Vogelscheuche bin immerhin ich«, begann Woolley. »Ich meine natürlich die draußen am Zaun. Ich machte sie aus alten Kleidern, die Mrs. Burroughs auf dem Dachboden der Radfords zusammensuchte. Ich pflanzte auch das Maisfeld an, damit meine Ameisen nicht hungern müssen. Ihr habt keine Ahnung, wie viele Insekten dieses Maisfeld anzieht. Die Ameisen brachten mich ja hierher, wie ihr wißt. Sie sind gewissermaßen meine persönliche Angelegenheit. Im großen Wohnhaus verbringe ich nicht viel Zeit, folglich weiß ich nicht allzuviel vom Leben und Treiben der Menschen dort. Zusätzlich zu den Geldern aus Chester Radfords Stiftung habe ich freie Verfügung über diese Scheune als Versuchsraum, und ich wohne mietfrei in einem Gästehaus hier auf dem Grundstück.«

»Ein Gästehaus?« fragte Justus. »Wo ist denn das?«

»Es ist ein ganz kleines Haus hinter der Villa«, erwiderte Woolley. »Weiter oben am Hang. Gestern konnte es euch nicht auffallen. Zwischen dem Häuschen und der Villa ist ein Eichengehölz.«

»Das ist ja sehr angenehm für Sie«, stellte Justus fest. »Ich verstehe gut, daß Sie hier ungern weggehen würden.«

»Nein, gewiß nicht«, pflichtete Woolley bei. »Von meiner Dozentenstelle an der Universität in Los Angeles bin ich zeitweise beurlaubt, und es wäre denkbar peinlich, wenn ich meine Arbeit hier vorzeitig aufgeben müßte. Und ich will auch nicht aufhören. Alles ging so gut – bis Letitia nach Hause kam.«

Bob blickte von seinen Notizen auf. »Dann war sie also nicht da, als Sie Ihre Arbeit hier aufnahmen?« fragte er.

»Nein, eben nicht«, bestätigte Woolley. »Ich kam im Mai, und Letitia tauchte im Juni auf. Vermutlich wißt ihr nicht, wer Letitia wirklich ist. Sie gehört nämlich zum Jet-set. Ihre Zeit verbringt sie meistens in Europa. Aber wenn sie Kummer mit Männern hat, verkriecht sie sich zu Hause.«

»Wenn sie *was* hat?« fragte Peter.

Woolley lächelte. »Sie ist für ihre romantischen Liebesgeschichten berüchtigt. Sie war schon oft verlobt, aber zur Heirat kommt es nie. Immer wieder wird die Verlobung gelöst. Irgend etwas geht immer schief. Dann kommt Letitia heim in die Berge von Santa Monica, um Ruhe zu finden und ihr geknicktes Herz auszukurieren. Zur Zeit versucht sie über einen ungarischen Grafen hinwegzukommen. – Letitia verabscheut Insekten, wie euch sicherlich aufgefallen ist. Also war sie keineswegs erfreut, als sie mich hier auf dem Anwesen bei meinen Forschungen über Ameisen antraf. Und als sie die Vogelscheuche zu Gesicht bekam, brachte sie sie mit mir in Verbindung, weil ich nun mal das Ding auf den Zaun gesetzt hatte.«

»Hat sie die Vogelscheuche oft gesehen?« fragte Justus.

»Fünfmal, glaube ich. Es macht sie fast wahnsinnig. Einmal hat ihr das Ding ein paar Insekten nachgeworfen, und Mrs. Chumley dachte schon, nun würde Letitia endgültig den Verstand verlieren. Natürlich glaubte ihr keiner, daß sie tatsächlich eine Vogelscheuche sieht. Mrs. Chumley setzte es durch,

daß sie sich von einem Psychiater in Beverly Hills behandeln läßt. Aber da die Vogelscheuche ja wirklich existiert, kann ihr der Arzt nicht viel helfen.«

»Erzählen Sie mir von Mrs. Chumley«, bat Justus. »Sie benimmt sich wie –«

»Wie die eigentliche Herrin im Haus«, vollendete Woolley.

»Genau das. Sie war die Gesellschafterin von Mrs. Harrison Radford, Letitias Mutter. Mrs. Radford ist vor einigen Jahren gestorben – lange nach dem Tod ihres Ehemannes – und etwa um diese Zeit hatte Mrs. Chumley ihren Unfall. Sie stürzte ins Schwimmbecken, das gerade leer war, weil es repariert wurde. Sie brach sich beide Hüftgelenke. Das ist nie richtig verheilt, und daher sitzt sie im Rollstuhl.«

»Und das Ehepaar Burroughs?« fragte Justus weiter.

»Beide sind noch nicht sehr lange hier beschäftigt. Mrs. Chumley stellte sie im Februar ein. Und das ist alles. Das ist das ganze Hauswesen. Da wären noch die Gärtner, aber die kommen nur zweimal die Woche zum Arbeiten. Ebenso der Mann, der das Schwimmbecken betreut. Gerhart Malz kommt recht oft her, um mit Mrs. Chumley Schach zu spielen, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß von ihm eine Bedrohung ausgehen sollte. Irgend jemand quält aber Letitia Radford systematisch, und der Grund ist mir nicht bekannt. Sie gibt mir die Schuld, aber wenn es ihr gelingt, mich hier hinauszuerwerfen – nun, das könnte ihr noch leid tun.«

»Wieso das, Dr. Woolley?« fragte Justus. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich weiß ja noch nicht allzuviel über die Ameisen hier. Sind sie eine neue Art? Eine Mutation? Eines steht fest: Es sind wirklich räuberische Wanderameisen, und die fressen alles Lebendige auf. Die Kolonien hier auf dem Berg werden sich eines Tages teilen. Junge Ameisenköniginnen werden den heimischen Platz verlassen und Arbeiterinnen mitnehmen, um neue Kolonien zu bilden. Ich möchte hier sein, wenn sich das ereignet. Ich möchte sehen, wie viele neue Kolonien sich

bilden, und wie groß sie werden – und wie schnell das vor sich geht. Wie weit werden sie dann schließlich wandern? Ihr habt noch keine Ameisenwanderung gesehen, aber könnt ihr euch einen Ameisenstrom vorstellen, mindestens meterbreit, der über den Boden wuselt und alles verschlingt, was ihm in den Weg kommt? Diese Ameisen könnten durchaus auch in Gebäude eindringen.«

»Meinen Sie . . . meinen Sie, die Dinger sind gefährlich?« fragte Peter.

»Schon möglich«, erwiderte Woolley. »Diese Ameisen haben schon mehrere Kleintiere gefressen – Maulwürfe und Feldmäuse. Es sind Killerameisen. Ich finde dann am Berg die kleinen Skelette, noch umschwärmt von Ameisen. Nach einer Mahlzeit der Ameisen bleiben nur Knochen übrig!«

»Anders ausgedrückt«, schaltete sich Justus ein, »haben Sie hier möglicherweise eine Zeitbombe. Eine Zeitbombe aus Ameisen!«

»Genau so ist es«, bestätigte Woolley.

Von der offenen Tür zum Versuchsraum drang ein wortloser Laut herüber. Die Jungen fuhren herum.

Da stand Letitia Radford. Sie wirkte sehr elegant in ihrem weißen Leinenkleid, doch ihre Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen.

»Fürchterlich!« stieß sie hervor. »Das ist einfach fürchterlich! Killerameisen in meinem Haus! Das halte ich nicht durch!«

Und sie begann zu weinen.

Eine Schauergeschichte

»Letitia, müssen Sie denn unbedingt immer gleich die Nerven verlieren?« fragte Charles Woolley. Er geleitete die Frau zu einem Sitz auf einem der Hocker am Versuchstisch und reichte ihr eine Schachtel mit Papiertüchern. »Nun wischen Sie sich

die Augen wie ein braves, kleines Mädchen und beruhigen Sie sich. Ich verspreche Ihnen, daß mit diesen Ameisen nichts Schreckliches passieren wird, so lange ich hier bin und auf sie aufpasse. Und diese Jungen hier wollen uns bei dem Problem mit der Vogelscheuche helfen.«

Letitia nahm ein Tuch und betupfte sich die Augen. »Was meinen Sie damit – uns helfen?« fragte sie. »Wer ist das, ›uns‹? Sie und ich?«

»Gewiß. Wir sind diejenigen, die sich jemand als Opfer erkoren hat«, stellte Woolley fest. »Immer wieder stürzt die Vogelscheuche aus dem Schatten auf Sie los, und mich hat sie auf den Kopf geschlagen und mir ein Gefäß voller Ameisen geraubt. Ich finde, dagegen müssen wir etwas unternehmen.« Letitia Radford hatte den Schluckauf bekommen. »Na schön«, sagte sie. »Aber die Jungen hier sind doch . . . noch Kinder!«

»Möchten Sie etwa lieber zu einem x-beliebigen Privatdetektiv gehen und ihm erzählen, daß Sie von einer Vogelscheuche heimgesucht werden?« fragte Woolley. »Ihr Geld würde er Ihnen sicherlich nicht ungerne abnehmen, sofern er entsprechend veranlagt ist, aber würde er wirklich etwas für Sie tun?«

»Vermutlich nicht«, bekannte Letitia. »Er würde mich für verrückt halten.«

»Aber ich *weiß*, daß Sie nicht verrückt sind, Letitia«, sagte Woolley. »Mich hat die Vogelscheuche auf den Kopf geschlagen, vergessen Sie das nicht!«

Sie schauderte. »Vogelscheuchen! Die sind ekelhaft. Voller Schmutz und voller Spinnen!«

»Voller Spinnen?« fragte Justus. »Die meisten Leute nehmen doch wohl an, Vogelscheuchen seien voller Stroh.«

»Na ja, das natürlich auch«, sagte Letitia Radford. »Aber in dem Stroh hausen Spinnen. Das wüßtet ihr, wenn jemals eine Vogelscheuche auf euch gefallen wäre. Mir ist das passiert, als ich klein war. Im Spätherbst ging ich mit meinen Eltern

zu einem Bauernhof im Tal, um einen Kürbis für eine Laterne zu kaufen. Sie hatten dort eine Vogelscheuche auf dem Zaun, genau wie die hier. Ich wollte wissen, wie sie aus der Nähe aussah, und ich stieg auf den Zaun und die Vogelscheuche . . . sie . . . sie . . .«

»Fiel tatsächlich auf Sie?« ergänzte Justus.

Sie nickte. »Es war entsetzlich. Das Ding war so schmutzig. Es mußte schon unzählige Jahre auf dem Zaun gehockt sein. Beim Fallen brach es auseinander, und drinnen waren lauter Spinnen – ganze Nester. Die Spinnen liefen mir übers Gesicht und krochen mir ins Haar. Puh! Noch heute graut mir, wenn ich daran denke.«

»Hm«, sagte Justus. »Also haben Sie eine besonders ausgeprägte Furcht vor Vogelscheuchen – und vor Spinnen!«

»Ich ekle mich vor *allen* Insekten«, entgegnete Letitia. Sie sah sich voll Abscheu um, denn plötzlich ging ihr auf, daß sie in Woolleys Versuchsraum war.

»Ich verstehe ja, warum Sie mich nicht gern in Ihrer Nähe haben«, sagte Woolley. »Aber glauben Sie mir, ich würde nichts tun, um Sie zu beunruhigen. Warum in aller Welt sollte ich auch? Wäre mir etwa damit gedient?«

»Wem wäre überhaupt damit gedient?« fragte Letitia. »Ich bin doch keinem Menschen im Weg. Ich tue niemandem weh. Ich will nur hier in diesem Haus – meinem Elternhaus – in Ruhe leben. Und das kann ich nicht! Eine Vogelscheuche treibt mich in den Wahnsinn!«

Sie sah aus, als wolle sie gleich wieder in Tränen ausbrechen. Justus meldete sich rasch zu Wort. »Miss Radford, nun wollen wir einmal vernünftig überlegen. Wer auch immer Sie quält, muß wissen, daß Sie diese ganz besondere Abneigung gegen Vogelscheuchen haben. Wie vielen Leuten ist das eigentlich bekannt?«

Letitia befiengerte einen ihrer goldenen Ohrhinge und dachte kurz nach. »Das ist kein großes Geheimnis«, meinte sie dann.

»Das könnten alle möglichen Leute wissen. Mrs. Chumley

weiß es natürlich. Sie war an dem Tag dabei, als . . . als das Ding auf mich herabfiel. Sie sah die Spinnen. Aber die Vorstellung, daß Mrs. Chumley die Vogelscheuche sein sollte, ist unsinnig! Sie war immer nett zu mir. Und selbst wenn sie mich ängstigen wollte, könnte sie es gar nicht. Sie kann ihren Rollstuhl seit fünf Jahren nur noch verlassen, wenn sie zu Bett geht. Und dabei muß man ihr helfen.«

»Wie ist das mit Burroughs und seiner Frau?« fragte Justus.

»Wußten sie Bescheid, ehe es mit dieser Landplage anfang?«

»Ich . . . ich glaube schon. Gleich nachdem ich wieder nach Hause kam, war ich mit Mrs. Chumley im Wohnzimmer beim Fernsehen, und da gab es einen klassischen Gruselfilm mit einer Vogelscheuche. Ich mußte ein anderes Programm einschalten. Ich kann es nicht ertragen, einen solchen Film anzuschauen, auch wenn er künstlerisch wertvoll ist. Ich kann mich noch erinnern, daß Burroughs im Zimmer war, als das Bild kam. Ich sagte zu Mrs. Chumley, daß ich Vogelscheuchen noch immer nicht ausstehen könne. Vielleicht hat sie Burroughs später erzählt, was passierte, als ich ein Kind war.« »Mir hat sie es erzählt«, sagte Woolley. »Sie meinte, sie finde es schändlich, daß Sie noch so lange danach von einem Gruselfilm schockiert waren.«

»Auch Malz war an diesem Tag hier«, erinnerte sich Letitia.

»Er kommt recht oft zu Mrs. Chumley zu Besuch, und daher könnte auch er über meine Ängste Bescheid wissen.«

»Und all das hat sich ereignet, ehe Sie die Vogelscheuche hier zum ersten Mal sahen?« fragte Justus.

»Ja. Es war in der ersten Woche nach meiner Heimkehr. Ich wollte mich einfach entspannen und nicht zu viel grübeln. Ich hatte da in Europa etliche Probleme gehabt.«

Sie schwieg, und Justus dachte an die aufgelöste Verlobung. Er fragte sich, wie alt Letitia Radford sein mochte. Um ihren Mund waren feine Runzeln, und ihre Augen waren müde. Sie war nicht mehr jung, und sie wirkte immerzu unglücklich und leidend.

»Es war ein paar Tage nach dem Fernsehfilm, als ich mich eines Abends ins Auto setzte, um die Küste entlang zu fahren«, fuhr Letitia fort. »Die . . . das Ding . . . war auf dem Rücksitz. Es stieß ein widerliches, gurgelndes Lachen aus und stand auf. Ich fahre ein Kabriolett, also konnte es sich mühelos frei bewegen. Es streckte die Arme aus und . . . und plötzlich waren Käfer in meinem Haar und auf meinem Kleid. Ameisen waren es nicht. Ihr kennt diese scheußlichen Insekten, die man findet, wenn man große Steine aufhebt? Sie sind schwarz und ziemlich groß und haben einen Panzer mit Gelenken wie Scharniere. Ich schrie laut, und die Vogelscheuche sprang aus dem Wagen. Und als Burroughs mit seiner Frau endlich auf die Veranda kam, war sie fort!«

»Das war doch furchtbar!« rief Peter.

»Ja, das war es.«

»Also wußte die Vogelscheuche offenbar von Ihrer zwiefachen Angst«, sagte Justus. »Sie könnte das von einem Ihrer Hausbewohner erfahren haben, vielleicht aber auch von Gerhart Malz. Erzählen Sie mir von Mr. Malz.«

Letitia zuckte die Achseln. »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Er ist seit Urzeiten Kustos der Mosby-Sammlung. Er war schon im Museum, ehe der alte Mr. Mosby starb, und nun wohnt er dort im Haus und . . . und sonst fällt mir eigentlich nichts ein.«

»Das ist nicht eben viel«, meinte Bob, der sich eifrig Notizen gemacht hatte.

Justus sah Woolley forschend an; der aber schüttelte den Kopf.

»Frag mich nicht. Ich kenne den Mann nicht näher.«

Letitia Radford runzelte nachdenklich die Stirn. »Nein, wirklich«, sagte sie, »über Gerry Malz gibt es nicht viel zu berichten. Er hat an der Graham-Kunstakademie in Los Angeles studiert, und dann wurde er von Mr. Mosby eingestellt. Er wohnt im Haus und beaufsichtigt die Männer, die dort tagsüber arbeiten. Er restauriert auch Gemälde und andere Stücke aus der Sammlung, und er führt Besucher

durch die Ausstellung. Man muß einen Termin vereinbaren, ehe man kommen kann, also kann er es sich so einrichten, daß er nicht überlastet ist. Ich finde, er hat da einen feinen Job.«

»Hat er Angehörige?« fragte Justus.

»Nein«, erwiderte Letitia. »Darüber spricht er nie.«

»Ein Einzelgänger, wie?« meinte Justus. »Und was macht er in seiner Freizeit?«

»Nicht viel. Er spielt Schach mit Mrs. Chumley, und das ist eigentlich schon alles.« Letitias Miene hellte sich auf. »Da fällt mir ein – er kommt heute zum Mittagessen, und dann will er mit Mrs. Chumley eine Partie spielen. Möchtet ihr ihn kennenlernen? Ihr könnt gern bei uns mitessen.«

Justus nickte. »Vielen Dank. Den Mann würden wir wirklich gern kennenlernen. Ich finde, wir sollten uns mit jedem, der häufig mit Ihnen zusammenkommt, näher befassen. Denn die Person, die Sie terrorisiert, gehört mit großer Wahrscheinlichkeit zu Ihrem Bekanntenkreis!«



Womit Justus recht haben dürfte. Das legt für meine Leser nahe, daß außer Dr. Woolley nun noch die weiteren Personen in Miss Letitias Umgebung skeptisch zu betrachten wären – zumindest soweit sie beweglich und nicht behindert sind . . .

Die Schatzkammer

Das Mittagessen war im Speisezimmer der Villa Radford angerichtet. Mrs. Chumley saß an einem Ende der langen Tafel, Letitia Radford am anderen. Gerhart Malz saß rechts von Mrs. Chumley und erzählte ausführlich vom Mosby-Museum.

»Wir haben einen wirklich erstklassigen Vermeer«, sagte er zu den Jungen. Er hatte lebhafte blaue Augen hinter einer goldgefaßten Brille, und sein kurzgeschorenes Haar war von so hellem Blond, daß es fast weiß wirkte. Seine Gesichtsfarbe war frisch und gesund, doch auf den Wangen und über der Nase zeigten sich rote Äderchen. »Vermeer ist ein Wunder«, fuhr er fort. »Einer der größten Maler unter den Niederländern. Mrs. Chumley verehrt ihn sehr. Nicht wahr, Mrs. Chumley?«

Die Frau am Ende der Tafel nickte.

»Mrs. Chumley besitzt eine Kopie unseres Vermeer«, berichtete Malz weiter. »Das Bild heißt ›Frau mit einer Rose‹, und die Kopie wurde von einem Studenten gemalt. Wir lassen Leute, die sich in den Techniken der alten Meister üben wollen, in unsere Ausstellungsräume kommen und die berühmten Bilder kopieren. Natürlich müssen sie dazu erst die Erlaubnis einholen, und eine Kopie darf niemals dieselbe Größe wie das Original haben.«

»Meine Vermeer-Kopie ist größer als das Original«, klärte uns Mrs. Chumley auf. »Wenn dieser Unterschied nicht wäre, könnte man die beiden Bilder nicht auseinanderhalten.«

Sie hatte ihre Mahlzeit beendet und legte ihre Serviette auf dem Tisch ab. »Möchtet ihr Jungen mein Bild einmal sehen?« fragte sie.

Malz wartete die Antwort gar nicht ab. Schon rollte er Mrs. Chumley vom Tisch weg. Letitia und die Jungen folgten ihm über die Diele zu einem kleinen Salon, durch dessen Fenster man auf die weiten Rasenflächen hinter dem Haus sah. Durch eine offene Tür konnten die Jungen erkennen, daß der Salon ans Schlafzimmer grenzte.

»Das waren die Räume meiner Mutter«, sagte Letitia. »Hier hat es mir immer sehr gefallen. Im Winter, wenn das Feuer im Kamin brennt, ist es ungemütlich.«

»Nun, Liebste, Sie wissen, daß ich nicht unbedingt hierbleiben muß«, betonte Mrs. Chumley. »Im Wohntrakt des

Personals ist noch ein Schlafzimmer frei. Dorthin kann ich jederzeit umziehen.«

»Reden Sie keinen Unsinn, Mrs. Chumley«, erwiderte Letitia. »Es gibt keinen Grund, weshalb Sie hier ausziehen sollten.«

Sie zeigte auf das Bild über dem Kaminsims. »Das ist die Kopie des Vermeer-Gemäldes«, sagte sie.

Die Jungen schauten sich das Gemälde schweigend an. Es war die lebensgroße Porträtstudie einer jungen Frau mit blauem Kleid und Spitzenhäubchen. Sie stand an einem Fenster und hielt eine gelbe Rose in der Hand.

»Wunderbar, nicht?« fragte Malz.

Mrs. Chumley wendete ihren Rollstuhl. »Für heute nachmittag haben sich im Museum keine Besucher angemeldet«, sagte sie zu Malz.

»Nehmen Sie doch die Jungen hinüber und zeigen Sie ihnen das Original – und machen Sie eine Sonderführung!«

»Mit dem größten Vergnügen«, entgegnete Malz, »aber wir beide sind doch zum Schachspielen verabredet.«

»Das können wir später nachholen«, murmelte Mrs. Chumley.

»Also gut«, lenkte Malz ein. »Würde es euch Spaß machen, die Kunstschätze zu sehen?«

»Natürlich!« Justus war begeistert. »Mein Onkel und meine Tante waren vor Jahren schon einmal hier, als Mr. Mosby noch lebte. Meine Tante schwärmt heute noch davon.«

Malz warf Letitia Radford einen Blick zu. »Möchten Sie mitkommen?« fragte er.

»Nein, danke«, antwortete sie. »Ich habe ja das Mosby-Museum schon mindestens tausendmal gesehen.«

»Wir kommen bald wieder zurück«, sagte Malz, unberührt von Letitias schroffer Entgegnung. Er ging mit den Jungen über die Straße zu dem fensterlosen Gebäude, das die Mosby-Kunstsammlung beherbergte.

»Es gibt in vielen Banken Tresorräume, die längst nicht so

gut gesichert sind wie dieser Bau«, hob Malz hervor. Er klingelte an der Haustür, und ein Aufseher ließ sie herein. Drinnen war eine quadratische Eingangshalle, leer bis auf einige Ausstellungsvitrinen und einen antiken Bildteppich an der Wand – ein junges Mädchen, das auf einer Blumenwiese ein Buch las.

»Das Haus ist in allen Einzelheiten auf die Sicherheit und den Schutz der Kunstwerke ausgerichtet«, erklärte Malz. »Ihr habt schon gesehen, daß es hier keine Fenster gibt. Die Alarmanlage wurde eigens für das Gebäude entworfen. Aufseher haben wir nur tagsüber hier, denn da kommen ja Besucher her. Die Beleuchtung entspricht dem natürlichen Tageslicht, aber sie ist so angelegt, daß sie keine Schatten wirft und keine Wärme abstrahlt, so daß die alten Malflächen nicht springen oder verblassen können, wie dies bei Sonneneinstrahlung der Fall wäre. Die Feuchtigkeit in den Räumen wird ebenfalls geregelt, und die Temperatur wird konstant gehalten. Ein solches Haus ist der Traum eines Kustos.«

Malz begann die Jungen durch das eigenartige Bauwerk zu führen. Unten sahen sie Räume, die mit Holz aus europäischen Schlössern getäfelt waren. Darin gab es Vitrinen mit antikem Silber und seltenen, alten Gläsern und herrlichen Bänden mit Buchmalerei.

»Und wo sind nun die berühmten Bilder?« fragte Justus schließlich.

»Oben«, antwortete Gerhart Malz. Er geleitete die Jungen eine Treppe hinauf, die sich an einer sonderbar verwinkelten Mauer entlangwand. Im Verlauf der Treppe gab es zwei breite Absätze, und auf dem einen prangte eine riesige, alte Standuhr, die laut und gemächlich tickte.

An den Wänden der oberen Diele standen Marmortische. Auf jedem war ein schöner oder ausgefallener Gegenstand zur Schau gestellt. »Bleibt hier einmal stehen«, befahl Malz vor einem der Tische. »Gleich ist es zwei Uhr. Nun beobachtet die Kristallprismen, die an diesem Kandelaber hängen.«

Aufmerksam blickten die Jungen den großen silbernen Armleuchter auf dem Tisch an. Die Uhr auf dem Treppenabsatz schlug zweimal – und die Prismen an dem Leuchter kamen sacht ins Schwingen.

»Das gefällt mir sehr«, sagte Gerhart Malz. »Die Prismen sind so kunstvoll aufgehängt, daß sie vibrieren, wenn die alte Uhr schlägt. Sie sind mit dieser Uhr im Einklang. Der Leuchter ist eine Neuerwerbung. Ich kaufte ihn voriges Jahr. Natürlich mit Zustimmung des Vorstandes.«

Er ging weiter, und die Jungen folgten ihm in einen Raum, der einen zierlichen Sekretär aus hellem Holz, einen kunstvoll gearbeiteten Stuhl und ein einziges Gemälde enthielt.

»Phantastisch!« rief Peter begeistert.

Das Gemälde war das Original des Bildes, das sie in Mrs. Chumleys Salon gesehen hatten.

»Es ist das gleiche, und doch ist es anders«, sagte Bob, während er das Bildnis der Frau mit einer Rose betrachtete.

»Der Unterschied liegt natürlich darin, daß dieses Bild von Vermeer gemalt wurde«, unterstrich Malz. »Die Kopie ist hervorragend – aber eben eine Kopie. Ihr fehlt der Genius des Meisters.«

Die Jungen schwiegen ein paar Minuten lang. Dann sagte Bob verwundert: »Aber es sieht so neu aus. Ist Vermeer nicht schon lange tot?«

»Seit mehr als dreihundert Jahren«, antwortete Malz. »Dieses Bild wurde vermutlich um 1660 gemalt. Als Mr. Mosby es kaufte, befanden sich mehrere alte Firnissschichten darauf, und es wirkte stumpf und bräunlich. Ich entfernte den Firnis, und zum Vorschein kamen diese frischen, wunderschönen Farben.«

»War das Entfernen schwierig?« fragte Peter.

»Ein Bild zu reinigen, ist eine Kunst für sich«, erklärte Malz.

»Aber die Mühe lohnt sich. Im nächsten Raum haben wir mehrere Rembrandts, die ganz in mattem Braun und Gelb waren, mit tiefen, schwarzen Schatten. Aber so hat Rem-

brandt nicht gemalt. Ich behandelte die Bilder, und nun leuchten und schimmern die Farben voller Leben. Kommt mit, ich zeige sie euch.«

Als sie auf die Diele traten, schnupperte Justus. »Hier riecht es so ölig, kommt das von einer Substanz, die Sie beim Restaurieren verwenden?«

»Das mag Ölfarbe sein oder vielleicht eines der Lösungsmittel, die ich bei den Bildern anwende«, erklärte Malz. »Mein Atelier ist im zweiten Obergeschoß. Dort haben Besucher keinen Zutritt – auch keine Ehrengäste wie ihr drei. In diesem Stockwerk wohne ich auch.«

Bob schaute sich um. »Ich finde, hier könnte man sich sehr einsam fühlen. Es ist unheimlich ruhig.«

»Manchmal ist es wirklich einsam«, sagte Malz. »Ich habe noch eine Stadtwohnung in Santa Monica, und dorthin gehe ich, wenn mir die Ruhe hier zu viel wird. Aber im Grunde bin ich ebenso gern mit mir allein wie mit Menschen zusammen.« Malz ging rasch weiter zu einem Ausstellungsraum neben dem Vermeer-Zimmer, und dort sahen die Jungen die Rembrandts, die er restauriert hatte – eine Landschaft und das Bildnis einer alten Frau. Dann gingen sie von einem Raum zum anderen. Es gab Gemälde von Rubens und van Dyck und anderen großen Meistern – und viele weitere von Künstlern, die nicht ganz so berühmt waren.

Mehr als eine halbe Stunde war vergangen, als Malz verkündete, nun sei die Führung zu Ende. Er geleitete die Jungen die Treppe hinunter und aus dem Haus. Der Aufseher war nun nicht mehr in der Eingangshalle, also schloß Malz die schwere Tür hinter ihnen ab. Mit einem zweiten Schlüssel setzte er die Alarmanlage in Betrieb. Dann überquerten er und die Jungen wieder die Straße zur Villa Radford.

Gerade hatten sie die Fahrbahn betreten, als die Schreie einsetzten. Sie zerstörten den Frieden des Sommernachmittags – schrill und durchdringend und unaufhörlich.

»Nicht schon wieder!« rief Peter und begann zu laufen.



Die bedauernswerte Miss Radford muß erneut in Panik geraten sein. Wir aber sollten hier eine ruhige Minute einschalten, um die Eindrücke der drei ??? im Mosby-Museum nochmals zu überdenken. Gerhart Malz erscheint einerseits überaus aufgeschlossen, wo es um Auskünfte über Kunstwerke und Restaurierung geht – andererseits wahrt er mit knappen Worten seine Intimsphäre. Nun?

Der rätselhafte Späher

Peter und Bob rannten quer über den Rasen und hasteten die Steinstufen zur Terrasse hinauf.

»Es ist wieder Letitia«, ereiferte sich Malz, während er mit Justus langsamer nachkam.

Letitia Radford stand vor dem Schwimmbecken, barfuß und im nassen Badeanzug. Sie hielt ein großes Badetuch umklammert, und sie schrie fürchterlich.

»Letitia, hören Sie auf!« rief Mrs. Chumley.

Justus starrte hin. Soviel er sehen konnte, war überhaupt nichts los. Doch Letitia Radford schrie und schrie.

Mrs. Burroughs kam energisch aus dem Haus marschiert. Sie faßte Letitia bei den Schultern und schüttelte sie tüchtig durch.

Letitia hörte auf zu schreien und begann zu weinen. Mrs. Burroughs nahm sie in die Arme. »So, nun ist's gut, Miss«, sagte sie. »Es ist alles gut. Ganz ruhig.«

Mrs. Burroughs führte Letitia behutsam ins Haus. Die Jungen hörten, wie die Haushälterin tröstend auf Letitia einsprach, als sie zusammen treppauf gingen.

»Was ist denn passiert?« fragte Gerhart Malz.

Ehe Mrs. – Chumley antworten konnte, erschien Charles

Woolley auf den Steinstufen, die vom Rasen heraufführten. »Da hat doch jemand geschrien – nun ja, nichts Neues hier«, unkte er.

Burroughs trat mit kühler, ungerührter Miene auf die Terrasse heraus. »Ich habe das Tier beseitigt«, erklärte er.

Charles Woolley zog die Brauen zusammen. »Tier? Was für ein Tier?«

Mrs. Chumley seufzte. »Letitia wollte schwimmen gehen, und als sie aus dem Becken stieg, huschte eine große, haarige Spinne über die Terrasse. Die lief ihr über den nackten Fuß. Ganz klar, daß sie schrie!«

»Ich glaube, es war eine Tarantel«, sagte Burroughs. »Ich fing sie ein, indem ich ein Handtuch darüber warf. Jetzt ist sie in der Mülltonne – mausetot. Ich habe mir erlaubt, das Handtuch mitsamt dem Biest wegzuzwerfen.«

»Natürlich, Burroughs«, versicherte Mrs. Chumley. »Das haben Sie richtig gemacht.«

»Eine Tarantel!« Woolley war außer sich. »Da kann ich es Letitia nicht übelnehmen, wenn sie die Nerven verlor. Mir würde es auch nicht gefallen, wenn mir eine Tarantel über den nackten Fuß liefe, und dabei mag ich Spinnen ganz gern.«

»Nun wird sie wieder sicher sein, daß auch das zu dem finsternen Anschlag gehört«, folgerte Malz. »Sie denkt ja, irgend jemand habe sich gegen sie verschworen.«

Mrs. Chumley sah ganz erschöpft aus. »Es tut ihr gar nicht gut, daß sie hier einfach ihre Zeit vertrödelt«, sagte sie. »Ich finde, sie sollte wieder nach Europa reisen. Oder doch eine Weile von hier weggehen. Sobald sie sich wieder beruhigt hat, werde ich ihr vorschlagen, daß sie nach Beverly Hills fährt und ein paar Tage dort bleibt. Sie könnte sich mit ein paar alten Freunden treffen und Einkäufe machen und natürlich Dr. Wimple aufsuchen. Ich glaube, ich sollte Dr. Wimple anrufen. Er müßte über diesen neuesten Schrecken unterrichtet werden.«

»Das erfährt er auch so«, wandte Malz ein. »Letitia wird

ihrem Psychiater umgehend berichten, daß sich nun eine Tarantel zur Schar ihrer Peiniger gesellt hat.«

»Sie reden, als ob Letitia sich all das nur einbildet«, protestierte Justus. »Die Tarantel ist aber keine Einbildung. Ganz unmöglich. Burroughs hat sie soeben getötet und in den Abfall geworfen.«

»Oh, natürlich ist das keine Einbildung. So meinte ich es auch nicht«, wehrte Malz hastig ab. »Aber es geht doch hier nicht um eine Verschwörung. Es ist nur ein schlimmer Zufall, daß heute auf der Terrasse eine Spinne auftauchte!«

»Das nehme ich auch an«, sagte Justus.

Malz sah Justus scharf an. »Das sagst du so, als könne an Letitias Grillen und Launen wirklich etwas dran sein.«

»Mag schon sein«, meinte Justus. Er blickte auf die Uhr.

»Kurz nach drei. Wir fahren lieber wieder zurück nach Rocky Beach.«

»Aber kommt ein andermal wieder«, forderte Mrs. Chumley die drei ??? auf.

»Danke schön«, sagte Justus. »Und richten Sie bitte Miss Radford noch unseren Dank für das Essen aus.«

»Ich lasse von mir hören«, versprach Charles Woolley. Er winkte den Jungen noch nach.

»Ein eigenartiges Hauswesen«, bemerkte Justus, als die Freunde bergab zur Scheune gingen, wo sie ihre Fahrräder abgestellt hatten. »Der eigentliche Eindringling scheint Letitia Radford selbst zu sein, und dabei ist es ihr Elternhaus. Die anderen tun so, als sei sie ein ungezogenes Kind, das in ein Zimmer tritt, wo es nicht erwünscht ist. Obwohl sie offensichtlich nicht unter Einbildungen leidet – diese Tarantel oder die wandelnde Vogelscheuche waren schließlich keine Hirn-
gespinste –, verhalten sich die anderen, als sei sie ein kleines Mädchen, das sich vor dem schwarzen Mann fürchtet.«

»Vielleicht ist das irgendwie zwanghaft«, entgegnete Peter.

»Wie oft hat sie nun schon durchgedreht, seit wir ihr begegnet sind?«

»Du hast recht«, stimmte Justus bei. »Ausgeglichen ist sie nicht gerade.«

»Glaubst du, daß die Tarantel eigens dorthin gebracht wurde, so wie die Ameisen?« fragte Bob.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht.« Justus zuckte die Achseln. »Taranteln kommen in dieser Gegend durchaus vor. Aber die Spinne paßt haargenau zu einer gezielten Terroraktion gegen Letitia.«

Er stockte plötzlich mitten auf dem Weg und horchte. Links von ihm war ein Rascheln zu hören.

»Da ist jemand im Maisfeld!« flüsterte Justus.

»Los, hinterher!« rief Peter, und schon lief er auf das Feld zu.

Das Rascheln wurde zu lautem Knacken und Krachen – jemand rannte davon und zertrampelte dabei den Mais. Die Jungen setzten dem Eindringling nach, aber sie waren noch mitten im Feld, als sie auf dem Weg unterhalb des Radford'schen Anwesens einen Wagen starten hörten. Gerade als ein unauffälliger, alter Transporter die Chaparral Canyon Road entlangbrauste, traten sie ins freie Gelände heraus.

»Verflixt nochmal!« wettete Peter.

Bob lief dem Transporter nach und versuchte, sich das Kennzeichen zu merken, aber der Wagen fuhr zu schnell und wirbelte zu viel Staub auf.

»Da braut sich aber was zusammen!« keuchte Justus und gesellte sich zu seinen Freunden, das Gesicht vor Anstrengung gerötet, doch leuchtend vor Erregung.

»Das gibt unserem rätselhaften Fall eine neue Wende«, erklärte er. »Ich wollte schon folgern, daß einer der Bewohner der Villa Radford der Übeltäter ist, der Letitia terrorisiert. Nun hat es aber den Anschein, daß jemand, der nicht zum Hauswesen gehört, sich dafür interessiert, was dort vorgeht.«

»Meinst du, das eben war die Vogelscheuche?« fragte Bob.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Justus. »Aber dieser Eindringling benahm sich eindeutig wie ein Verdächtiger. Warum sollte er denn vor uns flüchten?«

»Vielleicht war es irgendein Lausebengel, der hier herum-schnüffelt«, meinte Peter.

»Unwahrscheinlich«, sagte Justus. »Mit einem Wagen?«

Justus sah hinüber zu dem alten, mit Brettern vernagelten Haus, das neben dem Anwesen der Radfords stand. Der Vorgarten des alten Gemäuers war eine Unkrautwüste, und das Schild »Zu verkaufen« an der holprigen Zufahrt war verblichen.

»Zweifellos war der Transporter dort geparkt«, stellte Justus fest und wies auf die Einfahrt zu dem unbewohnten Haus. »Auf der Straße ist gar kein Platz, einen Wagen abzustellen.« Er kletterte über den Zaun aus dem Maisfeld und trabte auf das Haus los. Die beiden anderen folgten ihm.

Justus hatte recht: ein frischer Ölfleck befand sich auf der leicht abfallenden Zufahrt zu dem heruntergekommenen Haus. Justus schaute hinauf zur Villa Radford. Hier war er nun so nahe an deren Seite herangekommen, daß die Eukalyptusbäume den Blick auf die Villa nicht mehr ganz verstellten. Nur war jetzt die Scheune im Weg.

»Wenn ich die Villa Radford beobachten wollte«, sagte Justus, »dann würde ich entweder näher herangehen, wie es unser unbekannter Eindringling soeben tat, oder ich würde höher hinaufsteigen.«

Bob zeigte auf die nicht zugenagelten Fenster im Obergeschoß des alten Hauses. »Da hinauf vielleicht?«

»Klar«, bekräftigte Justus.

Nun machten sich die Jungen auf die Suche und fanden gleich darauf die Hintertür unverschlossen. Sie traten leise ins Haus, gingen durch die dämmrigen, leeren Räume im Erdgeschoß und dann die ächzende Stiege hinauf.

Plötzlich ein feines Getrippel – die Jungen erstarrten. »Mäuse!« sagte Peter. Er schüttelte die Angst ab und trampelte laut die restlichen Stufen hinauf, als wolle er alles andere im Haus verscheuchen. Im Obergeschoß befand sich hinten ein Raum mit breiten Fenstern ohne Scheiben.

»Von hier kann man das Radford'sche Anwesen prachtvoll überblicken«, stellte Peter fest. »Man sieht die rückwärtigen Fenster und ein paar Seitenfenster und einen Teil der Terrasse und die Rasenflächen. Und genau das hat sich hier einer angeschaut.« Peter zeigte auf den Fußboden, wo auf den Dielenbrettern mehrere Zigarettenstummel ausgetreten worden waren.

»Ein rätselhafter Späher«, stellte Justus fest. »Hat er gesehen, wie Letitia Radford vorhin von der Tarantel erschreckt wurde, und ist dann zur Villa Radford hingelaufen? Oder war er schon oben bei der Villa, als die Tarantel auftauchte? Das wissen wir vorläufig nicht – leider.«

Justus gab sich munter, wie so oft, wenn ein Fall eine unerwartete Wendung nahm. »Im jetzigen Stadium haben wir eine Reihe Verdächtiger, die für den Terror gegen Letitia Radford in Frage kommen.«

»Und auch für den Überfall auf Woolley«, bemerkte Peter scharfsichtig. »Diesen Woolley dürfen wir nicht vergessen. Er ist schließlich unser Auftraggeber.«

»Ja, er hat uns beauftragt«, bestätigte Justus. »Und ihn vergessen wir gewiß nicht. Denn auch er gehört zu den Verdächtigen. Was wissen wir schließlich von ihm? Nur das, was er uns selbst erzählte. Ist er wirklich Entomologe? Oder geht es ihm aus einem anderen Grund darum, sich auf dem Gelände der Radfords aufzuhalten?«

»Was für ein Grund könnte das sein?« fragte Peter.

»Das wissen wir nicht. Aus welchem Grund sollte jemand Letitia Radford quälen wollen? Stellt sie für irgendwen eine Bedrohung dar? Hat sie jemanden schwer beleidigt? Ich schlage vor, daß wir über unsere Verdächtigen weitere Nachforschungen anstellen. Mrs. Chumley kann die Vogelscheuche keinesfalls sein, denn sie kann nicht gehen. Aber mit Burroughs und seiner Frau sollten wir uns näher befassen. Und mit Malz. Er sieht nicht danach aus, als würde er Insekten stehlen, aber unmöglich ist gar nichts. Und dann

Woolley. Immerhin ist er es, der die Vogelscheuche auf dem Zaun aufstellte und unbeabsichtigt die Ameisen lieferte, die dann auf Letitia Radfords Bett gelandet sind. Vielleicht weiß er doch mehr, als er vorgibt. Oder vielleicht sind die Angriffe gegen Letitia ein Versuch, Woolley zu schaden. Wir müssen ein Motiv für die sonderbaren Vorfälle hier finden. Wenn wir mehr über die Betroffenen wissen, kommen wir vielleicht eher zu dem Motiv. Gleich morgen früh geht es los mit Ermittlungen!«



Und nach dem jetzigen Stand der Ermittlungen kann Mrs. Chumley die Vogelscheuche wirklich nicht sein. Vorstellbar wäre aber immerhin, daß man auch vom Rollstuhl aus die Puppen tanzen lassen kann. Vorstellbar ist selbstverständlich auch, daß eine Behinderte empfindlicher und reizbarer ist als ihre Mitmenschen – kurzum, daß Letitia Mrs. Chumley einfach auf die Nerven geht. Die Hausdame wünscht sich ja offensichtlich eine Ruhepause (und Letitia nach Europa oder doch wenigstens in die nächste Stadt . . .).

Auf der Suche nach Antworten

Am nächsten Morgen um zehn stellte sich Peter Shaw am Informationstisch der Universitätsbibliothek von Los Angeles ein. Dr. Barrister, Dozent an der Universität Ruxton, hatte die Bibliothek im Auftrag der drei ??? angerufen. Barrister war früher einmal an einem Fall beteiligt gewesen, den die Jungen gelöst hatten, und war bald zu ihrem Freund geworden. Er beriet sie oft, wenn sie Informationen über wissenschaftliche Themen brauchten.

Das Mädchen am Tisch war kaum älter als Peter. Sie lächelte, als er sich vorstellte und sich auf Dr. Barristers Telefonat berief. »Also du schreibst eine Arbeit über Ameisen«, sagte sie. Sie nahm zwei Bücher aus einem Regal hinter dem Tisch. »Das sind die Bücher, die Dr. Woolley über seine Forschungen in Panama verfaßt hat. Es sind doch die Bände, die dich interessieren, nicht?«

»Genau«, antwortete Peter in der Hoffnung, daß sie es waren. Er fühlte sich unbehaglich in der Rolle des ernsthaften Studenten. Wenn ihm nun jemand eine Frage stellte, die er nicht beantworten konnte? Peter war ein Sportsmann, kein Bücherwurm. Doch Justus hatte seine Einwände gegen diesen Auftrag in der Bibliothek abgetan und behauptet, ein guter Detektiv müsse in vielen Welten zu Hause sein. Er hatte Peter geholfen, eine flotte Ausrede zu ersinnen, und ihm empfohlen, ganz locker aufzutreten.

Peter trug Dr. Woolleys Bücher zu einem langen Tisch, der von Stühlen in heiteren Farben umrahmt war. Er setzte sich hin, schlug eines der Bücher auf und begann zu lesen.

Nach einer halben Stunde schob er die Bücher von sich. Nun wußte er über Wanderameisen kaum mehr als beim Betreten der Bibliothek. Die Bände waren reine Fachbücher und wimmelten von unverständlichen Ausdrücken. Doch sie waren verhältnismäßig neu und trugen noch die Schutzumschläge. Auf jedem Umschlag war ein Foto von Charles Woolley und eine kurze Biographie des Insektenforschers. Peter machte sich Notizen auf einem kleinen Schreibblock, den er mitgebracht hatte. Charles Woolley hatte an der Universität in Los Angeles das erste und in Stanford das zweite Examen abgelegt, und dann war er zur Promotion in Entomologie nach Los Angeles zurückgekehrt. Die Expedition nach Panama hatte er vor drei Jahren unternommen. Außer der akademischen Laufbahn und der Expedition erwähnte der Text auf den Schutzumschlägen noch, daß Charles Woolley unverheiratet und Dozent an der Universität von Los Angeles war.

Peter trug die Bücher zurück zum Informationstisch.

»Na, hast du gefunden, was du suchtest?« fragte das Mädchen, das ihm behilflich gewesen war.

»Ja, sicher«, entgegnete Peter mutig.

»Das wußte ich doch«, sagte das Mädchen. »Ich belegte einmal bei Dr. Woolley ein Seminar. Was er über Ameisen nicht weiß, das kann man vergessen. Ich dachte, es sei ein leichter Weg, um drei Scheine in Biologie zu bekommen. Aber da hatte ich mich getäuscht! Dieser Ameisenmensch hat uns wirklich in die Zange genommen.«

»Der Ameisenmensch?« wiederholte Peter. »So heißt er bei seinen Studenten?«

Sie lachte, und dann wurde sie wieder ernst. »Vielleicht hätte ich das nicht sagen sollen. Bist du mit ihm befreundet?«

»Das nicht gerade«, meinte Peter. »Ich bin ihm vor kurzem in den Bergen begegnet, oben bei Santa Monica. Dort stellt er zur Zeit Forschungen an. Und er sieht ja tatsächlich wie eine Ameise aus!«

»Eben«, bestätigte das Mädchen. »Und er geht nicht gern mit Menschen um, wenn es sich vermeiden läßt. Nur mit Ameisen. Es überrascht mich, daß er sich mit dir unterhielt.«

»Er hat mir ein wenig von seiner Arbeit erzählt«, klärte Peter sie auf und rückte kühn mit seiner Geschichte heraus. »Ich fand das ganz interessant, und ich muß diesen Sommer eine Prüfungsarbeit in Biologie schreiben, also entschied ich mich dafür, Ameisen zu studieren. Wußtest du schon, daß es hier in Kalifornien Wanderameisen gibt – Killerameisen?«

»Ja, ich denke doch«, sagte das Mädchen. »Das kommt Dr. Woolley gerade recht, nicht? Da muß er nicht erst wieder nach Panama reisen.«

Peter wartete kurz ab, ob das Mädchen wohl noch mehr über Charles Woolley zu sagen hatte. Doch das war nicht der Fall. Sie stellte die Bücher, die er zurückgegeben hatte, ins Regal und vertiefte sich wieder in das Lehrbuch, in dem sie gelesen hatte.

Peter wanderte hinaus in den Sonnenschein, seine Notizen in der Tasche. Er war zufrieden mit seinem Auftritt, aber gleichzeitig kam er sich irgendwie enttäuscht vor. Er hatte nichts Neues über Charles Woolley erfahren – abgesehen davon, daß der Mann bestimmt kein Schwindler war. Er war Dr. Woolley, Dozent an der Universität von Los Angeles. Er hatte wirklich zwei Bücher über Wanderameisen geschrieben, und sein Bild auf dem Schutzumschlag lieferte den Beweis.

Während Peter noch überlegte, lief Justus Jonas eilig den Doheny Drive in Beverly Hills entlang. Er hatte an diesem Morgen Letitia Radford angerufen und sie gefragt, an welche Arbeitsvermittlung Mrs. Chumley sich wandte, wenn sie neues Personal einstellen wollte. »Ich glaube, das ist die Agentur Barker-Phillips«, hatte Letitia geantwortet. »Die Leute sind wirklich zuverlässig, und schon meine Mutter schätzte sie sehr. Ich glaube, dort ruft Mrs. Chumley an, wenn sie jemanden braucht. Soll ich sie fragen?«

»Nein, bitte nicht«, hatte Justus entgegnet. »Und sagen Sie ihr nichts von meiner Nachfrage.«

Dann hatte Justus seine beste Hose und Jacke angezogen und den Bus nach Beverly Hills bestiegen.

Die Agentur Barker-Phillips befand sich in zwei geschmackvoll eingerichteten Räumen im zweiten Stock eines kleinen Geschäftshauses am Doheny Drive. Im vorderen Büro saß eine Frau mit bläulichweißem Haar und rosiger, zarter Haut. »Ja, bitte?« sagte sie, als Justus eintrat.

»Ich bin Justus Jonas«, stellte sich Justus vor. »Ich suche Arbeit, und . . .«

»Ach du lieber Himmel!« rief die Frau.

»Ja, ich weiß, daß ich noch recht jung bin«, sprach Justus rasch weiter. »Aber ich bin intelligent und bereit, hart zu arbeiten. Ich könnte mich in einem großen Haushalt sehr nützlich machen. Ich kann saubermachen und Reparaturen erledigen, und wenn ein Hund auszuführen ist . . .«

Da lachte die Frau. »Wirklich gut, daß ein Junge in deinem

Alter so viele Talente besitzt«, sagte sie. »Aber Leute, die ein großes Haus führen, stellen normalerweise Erwachsene als Dienstpersonal ein. Willst du dich nicht lieber um einen Job als Zeitungsausträger bemühen? Oder bei einem Supermarkt fragen, ob sie einen Aushilfskassierer brauchen?«

Justus setzte gekonnt eine kummervolle Miene auf. »Ich hatte mir etwas Besseres erhofft. Burroughs hat Sie mir empfohlen.«

»Burroughs?« fragte die Frau.

»Der Hausdiener in der Villa Radford«, antwortete Justus.

Die Frau drehte sich auf ihrem Stuhl herum, öffnete die Schublade eines Aktenschrankes und zog eine Akte. Sie schaute hinein und lächelte. »Ach ja, Burroughs. Lord Armistons ehemaliger Butler. Ja. Den haben wir samt seiner Frau an Mrs. Chumley vermittelt. Ein hervorragender Mann.«

»Ich habe Referenzen vorzuweisen«, legte Justus eifrig los.

»Burroughs hat mir erzählt, daß Sie Auskünfte einzuholen pflegen.«

»Selbstverständlich tun wir das«, gab die Frau schnippisch zur Antwort. »In dieser Branche könnten wir uns nicht lange halten, wenn die von uns empfohlenen Leute nicht zuverlässig wären. In Burroughs' Fall zum Beispiel telegrafierte wir seinem früheren Dienstherrn in England. Als Lord Armiston uns unverzüglich zurücktelegrafierte, Burroughs sei sehr befähigt und seine Frau eine ausgezeichnete Köchin, da konnten wir die beiden sofort vermitteln. In deinem Fall hingegen nützen Referenzen nicht viel. Wir haben ganz einfach keine Stellenangebote für so junge Burschen.«

»Ja, ich verstehe«, sagte Justus.

»Es überrascht mich, daß dir Burroughs überhaupt vorschlug, hierher zu kommen«, wandte die Frau noch ein.

»So direkt hat er es auch nicht getan«, bekannte Justus. »Ich habe mir das selbst überlegt, als er mir erzählte, daß er über Sie vermittelt wurde.«

»Das hört sich ja nun ein wenig anders an, wie?« meinte die

Frau. »Na, dann komm nur in ein paar Jahren wieder her. Vielleicht können wir uns dann über etwas Passendes unterhalten.«

Justus bedankte sich und ging stocksauer hinaus. Burroughs war also ein qualifizierter Hausdiener, der vorher als Butler bei einem britischen Lord gewesen war. Das machte es sehr unwahrscheinlich, daß er in Gestalt einer Vogelscheuche herumspukte und Ameisen in fremde Betten schüttete.

Während Justus in den Bus nach Westen stieg, der nach Rocky Beach fuhr, war Bob noch weiter draußen im Osten am Werk. Er war mit Justus hergefahren und dann im Bus sitzengeblieben, bis dieser vor dem großen Gebäudeklotz hielt, wo sich die Graham-Kunstakademie befand. Bob wußte ein wenig über dieses Institut Bescheid, aus dem viele wirklich gute Künstler hervorgegangen waren. Er stieg die breite Vortreppe hinauf und zog die schwere Bronzetür auf.

Bob trat in eine weitläufige Eingangshalle mit mehreren Türen zu beiden Seiten. Der Geruch, der in der Luft hing, erinnerte ihn an das Mosby-Museum. Es war der Geruch von Ölfarbe.

»Na, Kleiner, suchst du was?« fragte ein junger Mann in Jeans. Er war gerade aus einem der Räume gekommen und trug eine Bockleiter.

»Ich . . . ich suche meinen Vetter«, stotterte Bob. Dann verzog er das Gesicht. Justus hätte jetzt nicht gestammelt oder gezaudert. Justus hätte sachlich und klar geantwortet.

Bob holte tief Atem und reckte sich in den Schultern. »Mein Vetter studierte früher hier an der Akademie. Seine jetzige Adresse kenne ich aber nicht, und da dachte ich, hier an der Schule könnte ich vielleicht erfahren, wo er zur Zeit wohnt.«

So – das hörte sich schon viel besser an!

»Na klar doch!« meinte der junge Mann. »Hier versucht man mit allen Ehemaligen Verbindung zu halten. Das Sekretariat ist im zweiten Obergeschoß, vorn im Gebäude. Dort kannst du jeden fragen.«

Bob dankte dem jungen Mann, stieg die Treppe hinten in der Halle hinauf und fand oben das Sekretariat. Es bestand aus einer Reihe verglaster Büronischen, und sie waren leer bis auf eine. Hier blätterte ein bärtiger Mann eine Kartei durch.

»Ja?« fragte der Mann, als er Bob sah. »Was möchtest du?«

»Mein Vetter hat früher hier studiert«, sagte Bob. »Er heißt Gerhart Malz. Ich bin in Los Angeles zu Besuch, und meine Mutter hat mir aufgetragen, ihn anzurufen, solange ich hier bin, aber im Telefonbuch finde ich seinen Namen nicht.«

»Malz?« fragte der Mann. »Doch, natürlich. Er war einer meiner Schüler. Jetzt ist er Kustos im Mosby-Museum.«

Bob zuckte mit keiner Wimper, ganz so, als habe er vom Mosby-Museum noch nie etwas gehört. Der bärtige Mann blickte von seiner Kartei auf. »Das Mosby-Museum liegt ziemlich weit außerhalb, in den Bergen über Rocky Beach«, erzählte er weiter. »Da hat es wenig Sinn, daß du einfach hinfährst. Aber das Museum steht im Telefonbuch. Ruf deinen Vetter dort an. Ich habe gehört, daß Gerry so stolz auf das Museum ist, als sei er der Besitzer. Er kann dich ja hier irgendwo abholen und dir dann das Haus zeigen. Hoffentlich hältst du etwas von alten Meistern.«

»Sie meinen Bilder?« fragte Bob.

»Gewiß. Bilder von Malern wie Rembrandt und van Dyck und Vermeer. Das Mosby-Museum ist voll davon.«

»Oh«, sagte Bob. »Das ist . . . das ist sicher sehr interessant. Kustos ist doch eine bedeutende Position, nicht? Ich meine nur . . . also meine Mutter würde es bestimmt sehr freuen, daß Gerry eine bedeutende Arbeit macht.«

Ein eher düsterer Ausdruck kam in das Gesicht des bärtigen Mannes. »Dein Vetter hat eine sehr gute, sichere Stellung«, versicherte er. »Wenn so etwas deine Mutter freut, dann kann sie sich freuen.«

»Na, jedenfalls hört es sich besser an, als wenn einer nichts Rechtes arbeitet«, meinte Bob.

»Kommt ganz darauf an«, brummte der Mann mit merklicher

Schroffheit. »Künstler denken da manchmal anders.«

»Wieso anders?«

»Nun, hier bei uns finden manche, daß ein Bursche, der so talentiert ist wie Gerry, seine eigenen Bilder malen sollte, statt anderer Leute Gemälde zu betreuen«, belehrte ihn der Mann.

»Du kannst ihm das gern ausrichten, was ich da sagte. Ich heiße Edward Anson. Dein Vetter wird sich freilich nichts daraus machen. Er kennt das schon auswendig. Aber wenn ich an dieses Talent denke, das da ungenutzt bleibt . . . tja, da könnte ich mich schon aufregen.«

»Soll ich es ihm wirklich sagen?« fragte Bob. »Ich . . . ich kenne ihn nämlich gar nicht. Wir sind uns nie begegnet. Er ist ein Vetter zweiten Grades meiner Mutter, und bei uns kommt die Verwandtschaft nicht viel zusammen. Vielleicht mag er es nicht gern hören. Vielleicht mag er mich dann auch nicht leiden. Ist er denn . . . ist er überhaupt umgänglich?«

»Entschuldige«, sagte Anson. »Ich wollte dich damit nicht belasten. Ich glaube schon, daß Gerry normalerweise ganz umgänglich ist. Er macht seine Sache recht, darauf kann man sich verlassen. Wahrscheinlich wird er einen Tag freinehmen und dir Disneyland oder Magie Mountain zeigen. Das ist nicht gerade originell. Aber originell war Gerry eigentlich noch nie. Er war ein phantastischer Kopist. Er konnte den Stil fast jeden Malers nachahmen. Hast du das gewußt?«

Der Mann machte eine Pause und fuhr fort. »Natürlich konntest du das nicht wissen. Du kennst ja Gerry nicht persönlich. Also lassen wir das. Ich bin nur ein verkalkter alter Idealist, der immer noch meint, junge Künstler sollten besser einen hungrigen Magen haben als einen sicheren Posten. Das Hungern bringt die kreativen Säfte in Wallung.« Anson lächelte. »Nun geh und ruf Gerry an, und wenn du ihn triffst, dann richte ihm aus, er möge sich einmal wieder bei mir melden.«

»Ja, Sir«, sagte Bob.

Er wollte sich schon umdrehen, da meinte Anson noch: »Ein Vetter? Sonderbar. Wußte ich gar nicht, daß Gerry noch

Angehörige hat. Er hat nie so etwas erwähnt. Er kam mir immer so ungebunden vor. Und . . . zugeknöpft.«

Bob lächelte. »Irgendwelche Verwandte hat ja wohl jeder«, stellte er fest.

»Da hast du recht«, entgegnete der Lehrer. »Noch bekommen wir neue Erdenbürger nicht vom Fließband, wie? Nur fällt es manchmal schwer, sich bei gewissen Leuten die Mütter und Väter vorzustellen. Nun, melde dich bei Gerry und amüsiere dich gut in Los Angeles. Und sag ihm, er solle mich hier besuchen. Ich möchte mit ihm über seine Arbeit sprechen.«

»Ja, Sir«, sagte Bob. »Vielen Dank.«

Bob ging die Stufen hinunter und durch das große Portal aus dem Haus. Gerade kam ein Bus, und er lief los, um ihn noch zu erwischen. Für die lange Fahrt hinaus zur Küste setzte er sich auf einen Fensterplatz und ließ sich das soeben geführte Gespräch nochmals durch den Kopf gehen. Er hatte erfahren, daß Malz Talent hatte, daß er als ungebunden und »zugeknöpft« galt, und daß er vielleicht eher einer gesicherten Existenz als der Kunst zugetan war. Diese Fakten ergänzten sein Bild von Malz, änderten es jedoch nicht. Er war zweifellos genau das, was er vorstellte – ein fähiger Kustos.

Bob seufzte. Seine Ermittlungen hatten nichts Verdächtiges ergeben. Er fragte sich, ob Justus oder Peter mehr Glück gehabt hatten. Wenn nicht, so würden die drei ??? den Fall auf andere Weise angehen müssen. Doch diese Vogelscheuche würden sie entlarven – koste es, was es wolle!



Das von Mr. Anson erwähnte Talent des Kustos als Kopist könnte meines Erachtens eine Sonder-Überlegung wert sein. Doch warum ein derart befähigter Kunsthandwerker sich ausgerechnet darin versuchen sollte, eine grobe Vogelscheuchen-Fratze auf ein Stück Jute zu malen – das ist vorerst schwer zu ergründen.

Die Vogelscheuche schlägt zu!

»Was soll das heißen, ihr habt über mich nachgeschlagen?« fragte Charles Woolley barsch. »Unverschämt ist das! Ich erzählte euch alles, was ihr von mir wissen müßt.«

»Wir haben die Erfahrung gemacht, daß man Menschen nicht unbedingt trauen soll, Dr. Woolley«, antwortete Justus. »Wir haben über jeden einzelnen, von dem wir uns vorstellen können, daß er vielleicht mit der Terroraktion gegen Letitia Radford zu tun hat, Ermittlungen angestellt.«

Es dämmerte gerade. Justus, Bob und Peter hatten den Nachmittag damit zugebracht, im Haushalt zu helfen und ihre jeweiligen Notizen zu vergleichen. Nach dem Abendessen waren sie zum Radford'schen Anwesen hinaufgeradelt, um mit ihrem Auftraggeber zu sprechen. Sie hatten Woolley in seinem Versuchsraum angetroffen, und er hätte empört reagiert, als Peter von seiner Fahrt zur Universität Los Angeles berichtete.

»Ich kann Ihre Empfindungen verstehen, Dr. Woolley«, bemerkte Justus nun, »aber Sie müssen zugeben, daß es zu unserem Beruf gehört, zu zweifeln – und unsere Zweifel auszuräumen. Soviel wir sagen können, hat niemand im Haus Radford irgendein Motiv für die Terrorkampagnen gegen Letitia, folglich müssen wir woanders nachforschen. Ein solch brutales Vorgehen erscheint völlig sinnlos, und doch gibt sich jemand unerhörte Mühe mit diesen Brutalitäten.«

Woolley seufzte. »Letitia ist keine sehr intelligente Frau, und sie kann recht schroff und aufreibend sein. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß sie jemals einem Menschen vorsätzlich Schaden zugefügt hat.«

»Könnte sie jemanden unabsichtlich tief verletzt haben?« fragte Justus. »Sie sagten einmal, sie sei schon einige Male verlobt gewesen, zu einer Heirat sei es aber nie gekommen. Vielleicht hat sie einem Verehrer den Laufpaß gegeben?«

»Wenn man Mrs. Chumley glauben darf, ist das nicht Letitias

Art«, erwiderte Woolley. »Sie ist es nämlich, die sitzengelassen wird.«

»Ach?« meinte Justus.

»Ja. Mrs. Chumley hat auch eine Andeutung gemacht, einige ihrer Verlobten seien nicht standesgemäß gewesen, und Letitias Bruder habe sie mit Geld abgefunden, damit sie sich zurückzogen. Es waren Abenteurer übelster Sorte darunter, die nur auf ihr Geld aus waren und es auf diese Abfindung anlegten. Und ich schätze, mancher hielt es einfach nicht mehr mit ihr aus. Sie ist auf die Dauer schwer zu ertragen.« Justus nickte. »Und wo ist sie jetzt?«

»Zur Zeit in Beverly Hills, aber sie wird dort nicht lange bleiben«, sagte Woolley. »Sie hat sich gestern abend wieder beruhigt und eingesehen, daß die Spinne, die ihr über den Fuß lief, das nicht mit Absicht tat. Mrs. Chumley hat ihr zugeredet, sie solle einige Tage nach Beverly Hills fahren und sich ablenken. Ich ging heute nachmittag zur Villa, um mir etwas Kaffee zu borgen, und Mrs. Burroughs erzählte mir, Letitia sei im Wilshire-Hotel in Beverly Hills zufällig einem früheren Liebhaber begegnet. Das wiederum regte sie so auf, daß sie anrief und mitteilte, sie käme heute abend wieder zurück. Mrs. Chumley versuchte sie zu überreden, sie solle doch in ein anderes Hotel ziehen und die Sache vergessen, aber sie will nicht. Sie kommt wieder hierher.«

Kaum war das ausgesprochen, als man einen Schrei hörte.

»Da ist sie ja wieder!« Peter lief zur Tür.

Justus und Bob folgten ihm bergan. Charles Woolley kam mit verärgertem Gebrummel nach.

Inzwischen war es fast dunkel. Die Schreie wollten kein Ende nehmen. Letitia Radfords Stimme klang so entsetzt, wie sie es zuvor noch nicht gehört hatten.

»Nein!« schrie sie. »Nein! Nicht! Bitte nicht!«

Die schrillen Schreie brachen ab, und heftiges Weinen folgte. Und dann raste etwas auf die Jungen los wie ein gräßliches Schreckgespenst – die Vogelscheuche!

Die Lichter auf der Terrasse über ihnen gingen an, und die drei ??? erhaschten einen Blick auf die grinsende Fratze der Vogelscheuche – eine Fratze aus grobem Gewebe, das um den Hals zusammengefaßt und mit Schnur abgebunden war. Die Augen unter dem Rand des schwarzen Hutes stachen als schwarze Dreiecke aus dem Gesicht hervor. Genau wie die Vogelscheuche auf dem Zaun, trug die Gestalt eine alte Cordjacke, aus deren Ärmeln Strohhalme hervorschauten. Das Unding stand einen Augenblick still, als es Woolley und die Jungen sah, und Woolley rang erschrocken nach Atem. Die Vogelscheuche schwang eine Sense!

»Vorsicht!« schrie Peter.

Mit einem leisen, gurgelnden Lachen erhob die Vogelscheuche die Sense und machte eine weit ausholende Bewegung. Dann stürzte sie sich auf die drei ??? und riß die fürchterliche Waffe in den behandschuhten Händen hoch!

»O nein!« keuchte Bob. Er warf sich zur Seite, um dem tödlichen Schwung der Schneide zu entgehen.

Justus versuchte wegzulaufen, stolperte aber und fiel hin. Die Arme schützend um den Kopf gelegt, krümmte er sich vor dem Angriff des teuflischen Wesens zusammen.

Peter stand wie gelähmt da. Der Sensengriff traf ihn am Kopf. Gleich darauf lag er am Boden, und die Vogelscheuche brach hangabwärts durchs Dickicht. Woolley machte einen Satz, um einen Zusammenprall zu vermeiden.

Die Jungen hörten das Ding durch das Eukalyptuswäldchen flüchten. Dann war alles still.

»Peter!« rief Bob. »Peter, ist alles in Ordnung?«

Peter setzte sich langsam auf und rieb sich die Stirn. »Ja. Es hat mich nicht sehr schlimm erwischt. Ich . . . kam einfach nicht vom Fleck!«

»Das Ding hätte dich umbringen können!« schrie Woolley.

»Hört mal!« Justus blickte zur Hügelkuppe hinauf.

Letitia Radford gab einen leisen, wimmernden Laut von sich wie ein kleines Tier, das verletzt ist. Außen an der Villa Rad-

ford waren die Lampen eingeschaltet, und die Jungen konnten Burroughs und Mrs. Chumley hören. Beide schienen bemüht, Letitia zu beruhigen.

Die drei ??? erreichten das Haus gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie Burroughs Letitia die Stufen zur Haustür hinaufhalf. Mrs. Chumley saß mit angstvollem Blick in der Diele, hinter Burroughs. Letitias Kabriolett parkte in der Einfahrt. Die Tür an der Fahrerseite stand noch offen.

»Er . . . er hatte eine Sense!« stieß Letitia klagend hervor.

»Wie der Schnitter Tod! Er wollte mir den Kopf abschneiden!«

»Aber nicht doch, Miss Letitia!« sagte Burroughs.

»Doch! Genau das!«

Justus, Bob und Peter gingen die Treppen zur Diele hinauf.

»Er hatte wirklich eine Sense«, beteuerte Justus. »Wir haben es auch gesehen.«

»Also wirklich – nun reicht es mir, ein für allemal«, keifte Mrs. Burroughs. Sie kam aus dem hinteren Teil des Hauses angehetzt, atemlos und mit verrutschtem Häubchen. »All dieses Geschrei und Gelaufe. Ich habe die Polizei angerufen.«

»O Himmel!« sagte Mrs. Chumley.

»Gut gemacht!« rief Charles Woolley, der hinter den Jungen eingetreten war. »Vielleicht wird der Herr Kommissar nun endlich aufmerksam.«

»Das möchte ich hoffen«, wettete Mrs. Burroughs. Sie ging zu Letitia und führte sie ins Wohnzimmer. »Kommen Sie nun, Miss. Ich mache Ihnen eine gute Tasse Tee. Beruhigen Sie sich doch. Es muß ein übler Schock für Sie gewesen sein, das gräßliche Ding zu sehen. Ich schaute aus dem Fenster und sah es selbst, mit dieser furchtbaren Sense in den Händen.«

Draußen auf der Straße quietschten Reifen. Justus drehte sich um und sah Scheinwerfer – ein Wagen rollte in die Zufahrt zum Mosby-Museum ein. Die Scheinwerfer wurden abgestellt, und ein Mann stieg aus dem Auto und kam über die Straße. Es war Gerhart Malz.

»Was ist los?« rief er. »Ist etwas passiert?«

»Es ist die Vogelscheuche, Sir«, antwortete Burroughs, der zur Haustür gekommen war. »Sie wartete in der Einfahrt, als Miss Letitia nach Hause kam.«

»Ach, wieder dieses Ding!« sagte Malz angewidert.

»Sagen Sie nicht ›Ach, wieder dieses Ding‹, als sei es nur in der Einbildung der Dame vorhanden!« schrie ihn Woolley an. Sein Kahlkopf glänzte, und seine Augen funkelten. Mehr denn je sah er wie eine hochintelligente Superameise aus. »Wir haben es alle gesehen, und es ist eine echte Bedrohung. Da hätte jemand ums Leben kommen können!«

Von weit hinten aus den Bergen drang Sirenengeheul herüber.

»Oh, die Polizei!« Mrs. Burroughs atmete auf. »Ich war gar nicht so sicher, ob sie überhaupt kommen würden. Der Beamte, mit dem ich sprach, war nicht gerade davon angetan, auf eine Vogelscheuche Jagd zu machen!«

»Ich wette, der Kommissar kommt selbst mit«, sagte Justus niedergeschlagen. »Und ich wette, er wird nicht gerade erfreut sein, uns hier zu sehen!«



Das hätten die drei ??? dem energischen Vorgehen der Köchin zu verdanken, die nach dem ersten Schrecken beherzt zum Telefonhörer griff. – Können wir indessen wirklich sicher sein, daß Mrs. Burroughs die Vogelscheuche sah?

Die Nachtwache

Am nächsten Morgen kamen die drei ??? in ihrer Zentrale auf dem Lagerplatz der Firma Jonas zusammen. Wie Justus vorausgesagt hatte, war Hauptkommissar Reynolds am Vor-

abend äußerst verärgert gewesen, die Jungen auf dem Radford'schen Anwesen vorzufinden. Von ihrem Einwand, er selbst habe sie ja für den Fall »Vogelscheuche« empfohlen, wollte er plötzlich nichts mehr hören. Der Kommissar hatte den Jungen zuvor oft geraten, sich aus Schwierigkeiten herauszuhalten, und nun waren sie schon wieder mitten in einer gefährlichen Situation. Er hatte die Jungen angewiesen, nach Hause zu gehen und die Vogelscheuche auf sich beruhen zu lassen.

Doch wie für den Kommissar ebenfalls vorauszusehen war, hatten indessen Justus, Bob und Peter keineswegs die Absicht, ihren Fall aufzugeben. »Na, wir sollten schon auf der Hut sein«, sagte Justus zu seinen Freunden. »Der Kommissar wird wirklich unangenehm werden, wenn er uns noch einmal bei den Radfords antrifft.«

»Also ich werde bestimmt auf der Hut sein – nach gestern abend«, erklärte Peter.

»Dich hat es ja am schlimmsten erwischt«, bemerkte Bob. »Abgesehen von Letitia. Immerhin dürfte sie es künftig leichter haben. Nun weiß wenigstens jeder im Haus, daß es diese Vogelscheuche wirklich gibt!«

Justus nickte. »Es gibt kaum etwas Schlimmeres, als wenn einem niemand glaubt. Das genügt, um jeden in einen Zusammenbruch zu treiben.« Der Erste Detektiv saß im kleinen Büro in der Zentrale hinter seinem Schreibtisch und zupfte an seiner Unterlippe wie immer, wenn er scharf überlegte. »Viele von uns sahen gestern abend die Vogelscheuche. Und das bedeutet, daß wir einige Verdächtige ausschließen können. Woolley war ja bei uns. Mrs. Burroughs sagte, sie hätte die Vogelscheuche vom Fenster aus gesehen. Ihr Mann und Mrs. Chumley waren auch an Ort und Stelle. Bleibt nur noch Gerhart Malz.«

»Mann, der hätte ja ohne weiteres die Vogelscheuche sein können«, folgerte Bob. »Nehmen wir mal an, er hatte seinen Wagen am Rock Rim Drive geparkt. Nachdem er Letitia

erschreckt hatte, wäre ihm noch Zeit geblieben, dort hinunterzulaufen, seine Maskerade abzulegen und dann zum Mosby-Museum zurückzufahren, ehe die Polizei eintraf.«

»Das wäre möglich«, entgegnete Justus. »Malz wußte die ganze Zeit Bescheid über Letitias panische Angst vor Vogelscheuchen und Insekten. Und er könnte erfahren haben, daß sie vorzeitig aus Beverly Hills zurückkehren wollte. Aber vergessen wir nicht unseren mysteriösen, unbekanntem Späher – den Burschen, den wir durch das Maisfeld verfolgten. Vielleicht hat er das Radford-Haus aus dem alten Bau am Rock Rim Drive schon eine ganze Zeit beobachtet. Der könnte ohne weiteres die Vogelscheuche sein. Aber wir haben keine Möglichkeit, hier sicher zu sein, falls wir ihn nicht auf frischer Tat ertappen.«

Peter schauderte. »Ich bin überhaupt nicht wild darauf, irgendwen zu ertappen«, erklärte er. »Nach alledem, was gestern abend passiert ist!«

»Wir sollten künftig sehr vorsichtig vorgehen, aber wir *müssen* die Vogelscheuche zur Strecke bringen«, sagte Justus. »Wir sind die einzigen, die noch willens sind, am Tatort zu erscheinen. Die Polizei befaßt sich einfach nicht ernsthaft damit. Und wir wissen tatsächlich einiges über die Vogelscheuche, das uns weiterhelfen könnte.«

»Zum Beispiel wissen wir, daß er mit einer Sense umgehen kann!« stellte Peter fest. »Und was wissen wir sonst noch?«

»Er taucht immer im Dunkeln auf«, fuhr Justus fort. »Zumindest war es jedesmal, wenn ihn Letitia Radford sah, gerade kurz vor Einbruch der Dunkelheit – dieses Zwielflicht, das nichts mehr deutlich erkennen läßt.«

»Da wird wohl eine Gegenüberstellung auf uns zukommen«, fügte Bob hinzu.

»Genau das«, pflichtete Justus bei. »Heute abend, ehe es dunkel wird, gehen wir zur Villa Radford und legen uns auf die Lauer.«

»Und wenn sich nichts tut?« fragte Bob.

»Dann gehen wir morgen abend noch einmal hin«, antwortete Justus.

»Aber wenn sich nun doch was tut?« meinte Peter mit unsicherer Stimme. »Wenn die Vogelscheuche wieder auftaucht?«

»Dann halten wir uns versteckt, beobachten den Kerl und versuchen herauszufinden, wohin er geht«, entschied Justus. »Hört mal zu, was ich mir überlegt habe. Wir nehmen unsere Walkie-Talkies mit, damit wir untereinander Verbindung haben. Bob, du beobachtest das Mosby-Museum. Gerhart Malz ist zur Zeit ein Hauptverdächtiger. Peter, du versteckst dich bei dem alten Bau am Rock Rim Drive. Ich werde mich beim Haus Radford aufhalten.«

Peter seufzte. »Na schön. Mach' ich. Es paßt mir gar nicht, aber ich mach's.«

Am Abend, als die drei ??? ihre Fahrräder in einem Gestrüpp einige hundert Meter von der Villa entfernt versteckten, hatte Peter noch immer schwere Bedenken. Justus gab Bob und Peter je eines der Walkie-Talkies.

Die kleinen Sende- und Empfangsapparate hatte Justus in seiner Werkstatt auf dem Schrottplatz eigenhändig zusammengebaut. Ähnlich wie bei Sprechfunkgeräten bestand jede Einheit aus Lautsprecher und Mikrofon. Jeder der drei ??? trug einen mit Kupferdraht besetzten Gürtel, und an jedem Gürtel befand sich ein Kabelanschluß, der ins Gerät einzustecken war. Die Gürtel mit dem Draht bildeten die Antennen für die Geräte, deren Empfangs- und Sendebereich etwa sechshundert Meter betrug. Wenn einer der Jungen ins Mikrofon sprechen wollte, drückte er auf einen Knopf am Gerät. Wollte er auf Empfang gehen, so ließ er den Knopf los. »Also, wenn ihr die Vogelscheuche zu Gesicht bekommt, laßt euch gar nicht mit dem Burschen ein«, warnte Justus, als die Freunde die Geräte eingesteckt hatten. »Versucht lediglich, ihn im Blick zu behalten. Wenn ihr Hilfe braucht, habt ihr ja eure Geräte.«

Peter nickte, und dann schritten sie in der einbrechenden Dämmerung los. Als sie sich der Villa Radford näherten, ging Peter von der Straße ab, schritt quer über das freie Gelände vor dem Anwesen der Radfords und arbeitete sich durchs Dickicht am Berghang zu dem alten Haus am Rock Rim Drive vor.

Auf der zerfurchten alten Straße gab es keinen Verkehr, als Peter sein Ziel erreichte. In Sichtweite war auch kein Wagen geparkt. Das unbewohnte Haus wirkte düster und trostlos. Kletterrosen und wilde Reben rankten an den Mauern hoch, und struppiges Unkraut wucherte um die Eingangsstufen.

Die Sonne ging gerade unter, als Peter ein Versteck in den Büschen neben der Zufahrt zu dem alten Bau fand.

»Nummer zwei«, kam es aus seinem Walkie-Talkie. »Wo bist du, Nummer zwei?«

Es war Justs Stimme.

Peter drückte auf den Knopf an seinem Gerät. »Ich bin im Gebüsch bei dem alten Haus«, sagte er verhalten. »Hier rührt sich nichts.«

»Gut«, erwiderte Justus. »Warte ab und halte dich bereit. Bob, dich kann ich auch nicht sehen.«

Es klickte im Gerät. »Ich bin hinter dem Mosby-Haus«, flüsterte Bob.

»Sehr schön«, sagte Justus. »Jetzt wird es dunkel. Haltet die Augen offen und benutzt die Walkie-Talkies nur noch, wenn es unbedingt sein muß.«

Nun war es still im Gerät. Peter setzte sich auf die Erde und zog die Knie zum Kinn hoch. Er wartete und horchte. Erst hörte er nichts. Aber dann war ganz schwach das Geräusch eines Wagens zu vernehmen, der mühsam die Steigung von der Küste her erklomm. Peter war hellwach. Doch auf der Chaparral Canyon Road war Autoverkehr nichts Ungewöhnliches. Vielleicht würde der Wagen über das Bergmassiv und auf der anderen Seite ins San Fernando Valley hinunterfahren.

Oder wollte er etwa doch in den Rock Rim Drive einbiegen? Das Motorengeräusch änderte sich, als der Fahrer herunterschaltete. Peter erkannte, daß es ein Lieferwagen sein müsse. Er hörte das Quietschen der geplagten Federn und sah Scheinwerferlicht auf dem Weg. Das Fahrzeug war zum Rock Rim Drive abgebogen.

Das Licht schien Peters Versteck zu durchdringen, als der Wagen in die Einfahrt zu dem alten Haus rumpelte. Der Fahrer stellte den Motor und das Licht ab, und Peter hörte, wie die Handbremse energisch angezogen wurde.

Die Tür des Lieferwagens öffnete sich, und ein Mann stieg aus. Leise ging er im Schatten hinter das Haus. Peter hörte die Hintertür aufgehen. Gleich darauf flackerte ein Lichtschein durch die Ritzen der vernagelten Fenster.

Der Mann aus dem Lieferwagen stieg die Treppe hinauf. Peter hörte seine Schritte laut auf den nackten Dielen hallen, als er den hinteren Teil des Hauses betrat.

Vorsichtig schlich Peter hinter den Büschen näher heran, bis er an der Rückseite des Hauses die oberen Fenster sehen konnte – jene Fenster, die den Blick auf die Villa Radford freigaben. Erst waren die Fenster leer und dunkel. Aber kurz darauf wurde oben ein Streichholz angerissen. Peter erhaschte einen Blick auf ein Gesicht. Es war von harter Arbeit geprägt und stark gebräunt, mit tiefen Falten von der Nase zu den Mundwinkeln.

Der Mann zündete sich eine Zigarette an, und Peter sah das dichte, weiße Haar um das Gesicht. Dann ging das Streichholz aus. Außer dem glimmenden Zigarettenende war es im Haus wieder dunkel. Mit verhaltenem Zittern schlich Peter zurück, auf das Fahrzeug zu. Er hielt sich im Gebüsch geduckt, bis er außer Sicht sein mußte.

Was wollte dieser Mann beobachten? fragte sich Peter. Das Haus Radford – aber worum ging es ihm? Würde sich nun dort etwas tun, das ein Signal bedeutete – das den Späher veranlassen würde, eine alte Cordjacke überzuziehen, sich

einen bemalten Jutesack über den Kopf zu stülpen und den schwarzen Hut der Vogelscheuche aufzusetzen?

Peter erwog, Justus über das Funkgerät zu verständigen, entschied sich dann aber, lieber nichts zu riskieren, nicht einmal ein Flüstern. Statt dessen stand er auf und zog an den Griffen der hinteren Türen am Laderaum des Lieferwagens. Die Türen gingen auf.

Erst war es im Wageninnern völlig finster, aber nach ein paar Minuten lichtete sich das Dunkel etwas. Peter griff hinein und bekam ein Netz zu fassen. Es war an einem Metallgestell befestigt. Und da waren Gegenstände aus Plastik – harkenähnliche Geräte mit langem Stiel – und es herrschte ein strenger Geruch nach Chemikalien.

Peter stieg in den Laderaum, tastete herum und schnupperte. Chlor! Es roch nach Chlor. Die Geräte mußten solche Dinge sein, die man zur Schwimmbadreinigung benutzte. Der Späher in dem alten Haus war ein Handwerker, der Schwimmbäder wartete!

Peter rang sich ein müdes Grinsen ab. Nun hatten die drei ??? sich alle erdenkliche Mühe gegeben, Ermittlungen über Burroughs und seine Frau, über Gerhart Malz und sogar über Woolley anzustellen, der sie eigentlich als Detektive beauftragt hatte. Und sie hatten keinen Gedanken auf die gelegentlichen Hilfskräfte verwendet, die ebenfalls mit dem Radford'schen Hauswesen vertraut sein könnten – die Gärtner und die Schwimmbadreiniger. Vielleicht hatte einer von ihnen Grund dazu, Letitia Radford zu hassen. Vielleicht war sie einmal ausfallend oder unduldsam gewesen. Oder vielleicht war der Besitzer des Lieferwagens ein abnorm veranlagter Mensch – ein Mann, dem es Spaß machte, andere zu quälen. Wenn er jetzt nur an die Vogelscheuchen-Maskerade herankäme, dachte Peter, dann hätte er den Beweis in Händen!

Doch dann erstarrte er und klammerte sich erschrocken an die Seite des Wagens. Das Fahrzeug setzte sich in Bewegung!

»O nein!« flüsterte Peter.

Verzweifelt, ohne einen Gedanken fassen zu können, stieg Peter über die Sitzlehnen nach vorn und griff sich die Handbremse. Sie ließ sich allzu locker bewegen. Er rutschte auf den Sitz herunter, packte das Lenkrad fest an und versuchte den Wagen zu steuern, während dieser immer schneller bergab rollte, rückwärts zum Rock Rim Drive hinunter. Peters Fuß fand die Bremse, und er drückte kräftig, aber das Pedal ließ sich bis zum Wagenboden durchtreten, und der scharfe Geruch der Bremsflüssigkeit stieg Peter in die Nase. Nun war auch noch eine Bremstrommel defekt. Der Wagen war nicht aufzuhalten!

Peter fragte sich kurz, ob er wohl das Tempo verlangsamen könne, wenn er einen Gang einlegte. Aber dieses Manöver konnte auch schiefgehen, und der Wagen fuhr nun immer schneller. Jetzt nichts wie raus! Peter stieß die Tür auf. Im Dämmerlicht sah er Bäume vorüberhuschen. Nach einem tiefen Atemzug ließ er sich aus dem Wagen fallen.

Über sich sah er den Himmel, unter sich die Straße. Dann schlug er auf und rollte ein Stück weiter, und da war der Wagen auch schon weg. Schlingernd raste er den Hang hinunter. Peter wälzte sich von der Fahrbahn über eine Böschung in einen Graben. Er schlug hart mit dem Kopf auf, und der milde, blaugrüne Abendschein wurde zu grellem, vielfarbigem Licht in seinem Kopf. Peter lag still, und kurze Zeit wußte er nichts mehr von sich.

Justus begibt sich in Gefahr

Der Mond ging auf, als Justus seine vierte bedächtige Runde um die Villa Radford machte. Auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Haus verhielt er den Schritt. Es war ein warmer Abend, und trotz der Bedrohung durch die Vogelscheuche waren die dichten Vorhänge nicht zugezogen. Justus konnte

ungehindert in die erleuchteten Räume schauen. Er sah Mrs. Burroughs in der Küche, wie sie das Spülbecken sauber machte. In einem kleinen Zimmer links von der Küche war nur ein Fernsehgerät eingeschaltet. Burroughs war als Umriß zu erkennen; er räkelte sich in einem Sessel und sah sich ein Baseballspiel an.

Rechts im Haus waren Mrs. Chumley und Gerhart Malz in Mrs. Chumleys kleinem Salon beim Schachspielen. Justus sah, wie Malz lächelte, dann etwas zu Mrs. Chumley sagte und einen Zug auf dem Brett machte. Sie verzog unwillig das Gesicht. Justus schloß daraus, daß Malz die Partie gewonnen hatte.

Der Kustos stand auf und knöpfte sich die Sportjacke zu, und die ganze Zeit redete er. Eine oder zwei Minuten später verließ er den Raum.

Mrs. Chumley blieb noch kurz sitzen und schaute zu ihrer Kopie des Vermeer-Gemäldes hinüber. Dann – als sei ihr ein plötzlicher Einfall gekommen – rollte sie sich in das Eckzimmer nebenan, ihr Schlafzimmer, und knipste dort Licht an. Sie glitt zu einem Einbauschränk und öffnete die große Doppeltür. Justus sah Kleider reihenweise auf Bügeln hängen und über den Kleidern und Mänteln auf den Fachböden Stapel von Kartons.

Plötzlich wandte Mrs. Chumley den Blick zum Fenster, fast als spüre sie, daß von dem dunklen Rasen draußen jemand hereinschaute. Sie fuhr zum Fenster und zog die Vorhänge zu, und Justus konnte sie nun nicht mehr sehen.

Justus schmunzelte und ging weiter, in großem Bogen um die rechte Ecke des Hauses. Bei der Ecke fiel der Boden ab und gab die Außenmauer des Untergeschosses frei. Unter Mrs. Chumleys Schlafzimmer öffnete sich eine Kellertür auf einen Fußweg, der nach rechts abzweigte und zur Einfahrt führte. Justus vermutete, daß diese Tür der Eingang für Wartungspersonal und Lieferanten war.

Justus schritt weiter am Haus entlang, an der etwas abseits

stehenden Garage für vier Wagen vorüber und die Einfahrt hinunter. Vor dem Haus ging von der Einfahrt nach links ein Weg ab, der an der Haustür vorbei verlief. Justus folgte dieser Abzweigung und lief dann über das Gras, um an der Rückseite des Hauses zur Terrasse zu gelangen.

Vom hinteren Teil der Terrasse aus waren die Räume im Wohntrakt des Personals wieder sichtbar. Mrs. Burroughs stand noch immer am Spültisch, und ihr Mann schaute sich noch immer das Spiel an. Justus schlich die Terrassenstufen hoch und trat hinter eine große Kübelpflanze. Längs der linken Seite der Terrasse standen alle die hohen Fenster des großen Salons offen. Justus spähte hinein und sah Letitia Radford auf einem Sofa sitzen. Vor ihr stand ein Brettspiel auf dem niedrigen Tisch. Charles Woolley saß ihr gegenüber, steif und angespannt auf einem hochlehnigen Stuhl. Sein kahler Kopf glänzte im Lampenschein, und er blickte finster auf das Brett mit den Spielsteinen.

Gerhart Malz trat ins Zimmer, und Justus hörte ihn sagen: »Na, das sieht ja aus, als hätten Sie beide das Kriegsbeil begraben.«

»Wir haben uns gegen einen gemeinsamen Gegner verbündet«, stellte Woolley richtig. Er sah nicht vom Brett auf. »Dann ist es ja gut«, entgegnete Malz. »Ich verabschiede mich für die Nacht. Ich muß noch einiges erledigen, ehe ich in Urlaub fahre.«

»Sie fahren in Urlaub?« fragte Letitia Radford. »Das ist ja eine Überraschung. Was wird denn aus der Mosby-Sammlung, wenn Sie weg sind?«

»Das Museum wird geschlossen, Letitia«, antwortete Malz. »Es ist jedes Jahr in den beiden letzten Augustwochen geschlossen. Das wissen Sie doch. Einer der Aufseher wohnt in dem Gästezimmer im dritten Stock, so lange ich weg bin, und der paßt auf, damit nichts passiert.«

»Aha«, sagte Letitia. »Mrs. Chumley wird Sie sicherlich vermissen. Wann fahren Sie denn?«

»Am Freitag«, erklärte Malz. »Ich komme vorher noch einmal her.«

Er wandte sich um und verließ den Raum, und Justus lief rasch die Terrassenstufen zum Rasen hinunter. Er ging zur Vorderseite des Hauses und beobachtete Malz, wie er die Straße überquerte und das Museumsgebäude betrat.

Inzwischen war es fast ganz dunkel. Bob tauchte um eine Ecke des Mosby-Museums auf. Stumm winkte er Justus zu, dann ging er wieder in Deckung.

Justus kehrte auf die Terrasse zurück. Er sah Mrs. Chumley mit ihrem Rollstuhl in den Salon fahren. Sie hatte eine große Pappschachtel auf den Knien.

»Letitia, Liebste«, sagte sie. »Wenn Sie Ihr Spiel beendet haben, könnten wir vielleicht diese Bilder sortieren.«

»Was sind denn das für Bilder?« fragte Letitia.

»Es sind Bilder von Ihnen, Liebste«, erwiderte Mrs. Chumley. »Ich wollte sie schon so lange in Ordnung bringen. Ich habe Fotos von Ihnen gemacht, seit Sie bei den Pfadfinderinnen waren. Ich habe Sie in jedem Alter aufgenommen. Bis Sie dann so oft ins Ausland reisten.«

Mrs. Chumley sah nachdenklich aus. »Es ist ja sehr schön, Sie hier zu haben, Liebste, aber vielleicht sollten Sie nun doch wieder nach Europa reisen. Warum treffen Sie sich dort nicht mit Ihrem Bruder? Er macht gerade eine Kreuzfahrt auf dem Mittelmeer, nicht? Das wäre auch für Sie schön, und Sie müßten sich keinen Kummer mehr über diese widerliche Vogelscheuche machen. Chester würde sich um Sie kümmern. Auf ihn ist ja Verlaß.«

»Mrs. Chumley, meinem Bruder falle ich nur auf die Nerven, und das wissen Sie auch«, brauste Letitia auf. »Ich werde mich doch nicht von diesem . . . Scheusal aus meinem eigenen Haus vertreiben lassen!«

»Natürlich nicht, Liebste«, sagte Mrs. Chumley. Sie nahm den Deckel der Schachtel ab und begann die Bilder durchzusehen.



Diesmal hält die ruhebedürftige Hausdame ihrer Herrin die Vorzüge einer mediterranen Kreuzfahrt vor Augen. (Und sie scheint ungeachtet ihrer Behinderung über ein beträchtliches Maß an Geschick zu verfügen, wenn sie hoch hinauf will . . .)

Justus schlich auf Zehenspitzen von der Terrasse herunter und begab sich wieder auf seinen Streifzug durchs Gelände. Er fühlte sich unbehaglich. Irgend etwas an der Szene im Wohnzimmer störte ihn. Irgend etwas stimmte hier nicht. Aber ehe er herumrätseln konnte, was es sein mochte, wurde ihm klar, daß im Schatten bei den Eukalyptusbäumen unten jemand umherging.

Justus spürte, wie sein Herz einen Satz machte. Die Vogelscheuche! Das mußte sie sein! Malz war im Museum, und alle Bewohner der Villa Radford waren entweder im Salon oder in den Räumen des Personals.

Justus ging lautlos zu den Bäumen hinunter. Er hörte Zweige knacken, als er näherkam, und Laub rascheln, als der nächtliche Herumtreiber auf die Scheune zuing.

Justus stellte sich in den Schatten unter den Bäumen, gerade als die Gestalt ins freie Gelände heraustrat. Es war tatsächlich die Vogelscheuche. Sie stakte steifbeinig und entschlossen auf die Scheune zu, ohne zurückzublicken. Als sie jedoch die Scheuentür erreicht hatte, blieb sie stehen.

Justus konnte sich denken, daß die Tür mit einem starken Vorhängeschloß versperrt war. Nachdem dort schon einmal eingebrochen worden war und dann die Vogelscheuche mit der Sense den Hang heruntergerast kam, hatte Woolley seinen Versuchsraum bestimmt vorsorglich abgesichert.

Die Vogelscheuche gab ein wortloses Knurren von sich. Es hörte sich unglaublich gespenstisch an, wie sich die Gestalt dort im Dunkeln zu schaffen machte. Unwillkürlich trat

Justus einen Schritt zurück. Dabei geriet unter seinem Fuß etwas ins Rollen. Er knickte mit dem Knöchel um, fiel seitwärts hin und krachte in ein Bärentraubengebüsch.

Blitzschnell drehte sich die Vogelscheuche um. Justus sah die Gestalt auf sich zukommen. Er hob die Hände, um das Gesicht zu schützen, und warf sich auf die Seite. Und dann sprang die Vogelscheuche mit einem grauenvollen Schrei auf ihn los!

Die Killerameisen

Justus spannte sich an – gleich würde der Schlag auf ihn herniedersausen. Schon traten die Stiefel der Vogelscheuche dicht bei seinem Kopf auf. Doch dann stampfte die Gestalt plötzlich wieder weg und brach durch Dickicht und Laub, und Justus war allein!

Allein und unversehrt!

Zitternd erhob sich Justus auf die Knie. Er suchte sein Walkie-Talkie, das ihm heruntergefallen war. Er fand das Gerät und drückte den Knopf an der Seite.

»Peter! Bob!« Seine Stimme bebte vor Aufregung. »Er war hier! Ich hab' ihn gesehen! Hört ihr mich?«

Justus ließ den Knopf los. Es klickte, und er hörte Bobs Stimme. »Wo bist du?«

»Unten am Hang im Eukalyptuswäldchen«, antwortete Justus. »Ich glaube, die Vogelscheuche ist zum Haus hinaufgegangen.«

Wieder klickte es im Gerät. »Also hier ist er nicht vorbeigekommen«, meldete Peter. Seine Stimme hörte sich sonderbar an. »Ich konnte auch einen Verdächtigen beobachten, aber der ist nicht die Vogelscheuche. Ausgeschlossen. Er war bis vor einer Minute oben in dem alten Haus. Dann mußte er seinem Lieferwagen nachlaufen, der sich selbständig gemacht

hatte. Ich glaube, er hat sich überlegt, daß es heute nacht für ihn keinen Zweck mehr hat. Eben ist er weggefahren.«

»Hast du dir das Kennzeichen gemerkt?« fragte Bob.

»Nein«, sagte Peter. »Tut mir leid. Mir war nicht gerade danach.«

»Peter, ist dir was passiert?« erkundigte sich Justus.

»Nein, mir geht's gut. Ich hab' nur einen Sturz getan, sonst nichts.«

»Na, dann bleib auf dem Posten, falls die Vogelscheuche bei dir durchkommt. Und Bob, du beobachtest jetzt das große Haus, ja?«

»Was hast denn du vor, Justus?« fragte Bob. Seine Stimme war gepreßt vor bösen Ahnungen.

»Ich will mal nachsehen, wohin die Vogelscheuche gegangen ist«, entgegnete Justus.

»Mann, paß bloß auf!« ermahnte ihn Peter.

Das versäumte Justus nicht. Lautlos wie ein Schatten schlich er zwischen den Eukalyptusbäumen hindurch und versuchte sich dabei vorzustellen, er sei die Vogelscheuche. Wohin würde dieser nächtliche Spuk sich wenden, wenn jemand ihn erschreckt hatte – wenn er ganz schnell ein Versteck brauchte?

Justus lauschte. Außer dem Zirpen der Zikaden war kein Laut zu hören. Er war nun am Rand des Wäldchens, und er konnte das große Haus am Berg sehen. Die Fenster zur Terrasse waren heitere, helle Rechtecke. Die Menschen dahinter waren mit ganz normalen Dingen beschäftigt. Sie machten ein Brettspiel und sortierten Fotografien. Aber irgendwo am Hang lag im Finstern die Vogelscheuche auf der Lauer. Irgendwo hielt sich die rätselhafte, maskierte Gestalt versteckt.

Das Maisfeld lag hinter Justus, doch er schloß es von seinen Überlegungen aus. Dorthin hatte sich die Vogelscheuche nicht gewandt. Sie war auf das freie Gelände hinter dem Haus zugelaufen. Justus ging hin und hielt nach rechts und nach

links Ausschau. Auf dem Rasen hinter dem Haus rührte sich nichts. Er umrundete die Eichengruppe unterhalb der Villa, und dahinter sah er ein kleines Holzhaus. Es hockte in einer flachen Mulde und war leicht zu übersehen. Justus erkannte, daß dies das Gästehaus sein mußte, wo Woolley wohnte.

Justus stand still und überlegte. Würde die Vogelscheuche es wagen, in Woolleys Wohnhaus zu gehen? Lag sie nun dort auf der Lauer und wartete, bis Justus sich rührte oder vorbeikam? Wenn Justus an dem kleinen Haus vorbeiging – was würde das Ding tun? Ihn angreifen? Oder zum Rock Rim Drive bergab flüchten? Oder hatte es schon einen anderen Unterschlupf am gestrüppbedeckten Hang gefunden?

Langsam ging Justus auf das kleine Haus zu. Er betrat vorsichtig die Veranda, dann beschloß er, daß Anschleichen gar keinen Sinn hatte. Wenn die Vogelscheuche im Haus war, dann hatte sie Justus schon beim Herankommen gesehen.

Justus klopfte an die Tür, als wolle er Woolley besuchen kommen. »Dr. Woolley?« rief er. »Ich bin es, Justus Jonas!«

Er klopfte noch einmal. Dann griff er nach dem Türknauf. Sein Herz tat einen schnellen Schlag. Die Tür war nicht einmal abgeschlossen. Der Knauf ließ sich ohne weiteres drehen. Er drückte, und die Tür schwang weit in ihren Angeln auf.

Justus wartete. Als sich in dem kleinen Haus nichts rührte, sprach er laut vor sich hin: »Ich hinterlasse ihm einen Zettel.« Er tastete sich an der Wand neben der Tür entlang, bis er den Lichtschalter fand. Er knipste, und mehrere Lampen gingen gleichzeitig an.

Justus stand auf der Schwelle zu einem behaglichen, kleinen Wohnraum. Es gab ländliche Möbel und einen gemauerten Kamin. Rechts davon lag die Küche, eine kleine Nische mit einem Tresen davor.

Hier konnte Justus kein Versteck finden, also ging er weiter zu einer Tür am anderen Ende des Raums. Er fand eine enge Diele, ein Badezimmer und ein Schlafzimmer mit einem Dop-

pelbett. In der abgeteilten Duschecke im Bad war niemand, und auch nicht unter den Betten oder im Einbauschränk oder hinter der Tür. Das Haus war leer. Befriedigt machte Justus kehrt, um zum Wohnraum zurückzugehen. Aber dann blieb er in der Diele stehen und erstarrte. Charles Woolleys Erzählung von den räuberischen Wanderameisen ging ihm durch den Kopf.

»Könnt ihr euch einen Ameisenstrom vorstellen, einen Meter breit?« hatte Woolley gefragt. »Macht euch ein Bild davon, wie sie über den Boden wuseln und alles verschlingen – wie sie sogar in Häuser eindringen!«

Justus mußte sich das gar nicht mehr vorstellen. Er sah es mit eigenen Augen. Ein lebendiges Rinnsal aus Insekten rieselte über die Türschwelle. Tausende und Abertausende von ihnen marschierten in beklemmender, geordneter Formation über den Fußboden und krochen über die Möbelstücke. Ein Stuhl war schon mit einem wogenden, wallenden Ameisent Teppich bedeckt.

Wieder dachte Justus an Woolleys Schilderung der Ameisen.

»Sie fressen alles Lebendige auf«, hatte Woolley gesagt.

»Das ist doch irrsinnig!« erklärte Justus. Er hatte laut gesprochen. »Das hier sind doch keine hochgefährlichen afrikanischen Killerameisen.«

Aber dann fiel Justus ein, daß die Ameisen hier am Berg eine neue Art waren, vielleicht eine Mutation. Auch Woolley wußte vorläufig nur wenig über diese Insekten. Justus hatte eine plötzliche Vision, wie Ameisen über seinen Körper krabbelten und ihm stückchenweise das Fleisch herausrissen. Sie fraßen ihn bei lebendigem Leib auf!

Justus drehte sich um und flüchtete ins Schlafzimmer. Er stürzte zum Fenster hin und versuchte es zu öffnen. Es gab nicht nach. Es klemmte!

Justus riß sich einen Schuh vom Fuß und schwang ihn hoch über den Kopf, um die Scheibe einzuschlagen. Doch dann hielt er inne. Es hätte keinen Zweck. Er hatte zu spät

bemerkt, daß vor allen Fenstern des Gästehauses Eisengitter angebracht waren.

Er fuhr herum. Schon hatte sich die gnadenlose Kolonne marschierender Ameisen in die Diele gleich vor dem Schlafzimmer ergossen.

Justus war gefangen!

Feuer!

Der Ameisenstrom flutete durch die Diele wie eine zähe, ekelhafte Flüssigkeit.

Justus drückte den Knopf an seinem Walkie-Talkie. »Peter! Bob!« schrie er. »Ameisen! Millionen Ameisen! Im Gästehaus! Schnell! Holt Woolley!«

Die Ameisen strömten zur Schlafzimmertür herein.

»Verstanden!« kam Bobs Stimme aus dem Funkgerät.

»Schnell!« brüllte Justus. »Ich bin hier gefangen!«

Er stieg auf ein Bett, zog den Überwurf vom Fußboden hoch und warf ihn zerknüllt mitten aufs Bett.

»Peter! Bob! Kommt schnell!«

Die Ameisenflut hatte sich ausgeweitet. Nun war sie schon ganz nahe, und Justus schrie verzweifelt in sein Gerät.

Dann verstummte er. Jemand lief außen am Haus vorüber.

»Großer Gott!« rief Charles Woolley.

»Justus!« Das war Bob. »Wo bist du! Alles in Ordnung?«

»Im Schlafzimmer!« ächzte Justus. »Beeilt euch, bitte!«

Justus hörte, wie Mrs. Burroughs laute Schreie über widerwärtige kleine Biester ausstieß. Burroughs gebot ihr, zur Seite zu treten. Jemand pochte ans Schlafzimmerfenster.

Justus wandte den Blick von den Ameisen ab und sah nun Peter, der ihn durchs Eisengitter erblickt hatte. Bob war auch schon da. Er griff durch die Gitterstäbe und versuchte, das Fenster aufzuzwängen.

»Das klemmt!« kreischte Justus. »Ich glaube, es ist mit Farbe zugeschmiert!«

Burroughs und Woolley tauchten auf, und Bob und Peter machten ihnen Platz. Woolley hatte einen großen Stein in der Hand. Den schleuderte er zwischen den Gitterstäben hindurch, und klirrend zersprang die Fensterscheibe.

»Hier!« Woolley warf Justus eine Dose zu. Es war Insektenspray. »Das ist für Ameisen sofort tödlich. Versprüh es ganz schnell und komm ans Fenster.«

»Neben dem Fenster ist ein Riegel«, sagte Burroughs. »Damit läßt sich das Gitter zur Seite schwenken, und du kannst heraus.«

Nun krochen schon die ersten Ameisen an den Füßen des Bettgestells hoch, aber der Fußboden war noch nicht völlig von Insekten bedeckt. Justus sprühte wie besessen und zielte auf den Fußboden ums Bett. Er stieg herunter, und Ameisen knirschten unter seinen Schuhen. Er schauderte, machte aber weiter. Sprühen, einen Schritt vorwärts, nochmals sprühen, und wieder einen Schritt.

Dann trat er auf Glasscherben.

»Der Riegel?« Er suchte verzweifelt mit den Blicken die Wand ab. »Wo ist der Riegel?«

Burroughs zeigte es ihm. »Zieh die kleine Kommode von der Wand weg, dann siehst du ihn.«

Justus riß heftig an dem Schränkchen. Es rutschte am Boden entlang und zermalmte Ameisen.

Der Riegel funktionierte ganz einfach. Ein Stück Eisen ragte aus der Wand heraus – verbunden mit dem Gitterwerk draußen. Darin befand sich ein Loch, und durch dieses Loch war ein Metallstift geschoben, um das Gitter außen festzuhalten.

Justus zerrte am Stift, und er ließ sich herausziehen. »Geschafft!« rief er.

»Gut gemacht!« lobte ihn Woolley. Er und Burroughs zogen das Gitter vom Fenster weg.

In der nächsten Sekunde war Justus draußen auf dem Gras. Mrs. Burroughs fing gleich an, ihn wie eine Henne zu beglücken. Charles Woolley stand am Fenster und starrte wie gebannt auf die Ameisen drinnen. Sie bedeckten inzwischen schon fast das ganze Bett, worauf Justus sich in höchster Not geflüchtet hatte.

Und dann kam Letitia Radford aus dem großen Haus herzugelaufen. Im Licht der Lampen, die aus dem Gästehaus schienen, konnte Justus ihr Gesicht sehen. Es war ganz verzerrt vor Entsetzen und Ekel. Sie hatte einen Kanister in der Hand, einen kantigen roten Kanister, den sie an einem oben angebrachten Griff trug.

Justus wollte seinen Augen nicht trauen, aber plötzlich wußte er, was sie vorhatte.

»Miss Radford, nicht!« schrie er laut.

»Bleib zurück!« fauchte sie. »Komm mir nicht zu nahe!«

Die Stimme der Frau klang, als würde sie über Leichen gehen. Sie hatte den Deckel des Kanisters abgeschraubt, und sie machte eine Bewegung, als wolle sie den Inhalt über Justus ausschütten.

»Letitia! Bitte nicht!« bat Woolley flehentlich. »Meine Ameisen – meine Forschung! Bitte!«

Letitia Radford schaute Woolley mit Todesverachtung an. Dann begann sie die Flüssigkeit aus dem Kanister auf die Veranda und die Außenwände des Gästehauses auszugießen.

Justus roch Benzin.

Letitia Radford schleuderte den Kanister durch die offene Tür mitten in die Ameisen, die als pulsierende Masse im Wohnzimmer des kleinen Hauses umherschwärmten. Dann nahm sie etwas aus der Tasche ihrer Jacke.

»Letitia! Nein!« Woolley sprang herzu.

Sie riß ein Streichholz an und warf es zum Haus hin. Es gab ein Geräusch wie ein kurzer, starker Windhauch. Die Veranda vorn am Haus stand jäh in hellen Flammen. In Windeseile breiteten sie sich im Wohnzimmer aus.

»So!« schrie die Frau. »Nun ist Schluß damit! Ich habe genug. Ich ertrage das nicht länger!«
Dann wandte sie sich ab und schritt den Hang hinauf.

Nächtlicher Schrecken

»Wenn ich mir nur das Kennzeichen dieses Lieferwagens gemerkt hätte!« Peter ärgerte sich gewaltig. »Zu blöd, daß ich das nicht schaffte!«

Es war am Morgen nach dem Brand auf dem Radford'schen Anwesen. Die drei ??? saßen in ihrem Büro in der Zentrale und besprachen die Ereignisse des vergangenen Tages.

»Ein Schwimmbadreiniger«, sagte Bob. »Da wir nun wissen, was er arbeitet, müßte es nicht allzu schwierig sein, ihn ausfindig zu machen.«

»Vielleicht ist das gar nicht nötig«, meinte Justus. »Peter, du sagtest doch, du seist nur ein paar Sekunden lang ohne Bewußtsein gewesen, und als du wieder zu dir kamst, lief der Mann den Weg hinunter, zu seinem Wagen hin.«

Peter nickte. »Er hat ihn erwischt, als er im Graben landete und dort zum Stehen kam. Dann stieg er ein und fuhr ganz schnell los, egal ob die Bremsen funktionierten oder nicht.«

»Dann ist der rätselhafte Schwimmbadmann nicht die Vogelscheuche«, mutmaßte Justus. »Denn in dem Augenblick, als er seinem Wagen nachhetzte, versuchte die Vogelscheuche gerade in Dr. Woolleys Versuchsraum einzubrechen.«

»Ja, aber wer *ist* dann die Vogelscheuche?« fragte Peter.

»Das Ehepaar Burroughs kommt nicht in Frage«, erklärte Justus. »Ich sah beide in der Villa Radford, ganz kurz ehe mir die Vogelscheuche begegnete. Dr. Woolley hat für diese Zeit kein Alibi, aber er war ja bei uns, als wir am Abend zuvor die Vogelscheuche sahen. Bleibt noch Gerhart Malz, der mir allerdings recht unverdächtig vorkommt.«

Justus beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Wir könnten über diesen Fall endlos diskutieren und nie zu einem Ergebnis kommen«, fuhr er fort. »Wir wissen ganz einfach nicht genug. Ich schlage vor, daß wir nun anders vorgehen. Letitia Radford ist das Opfer dieser Attacken. Inzwischen sollte sie sich von ihrem Schock gestern abend wieder erholt haben. Ich finde, wir sollten sie über Leute befragen, die möglicherweise Grund haben, sie in Panik zu versetzen.« »Da legt sie uns mit Sicherheit den nächsten Zusammenbruch hin«, meinte Peter warnend.

Bob nickte. »Sie hält sich für eine nette, liebenswürdige Dame. Kann sie sich eingestehen, daß es Leute geben könnte, die sie nicht leiden mögen?«

»Na, es müßte ihr doch wohl klar sein, daß zumindest eine Person ihr Feind ist – die Vogelscheuche!« stellte Justus fest. »Ich denke, wir sollten mit ihr reden. Fahren wir los, solange Tante Mathilda noch beim Einkaufen ist.«

»Gute Idee«, pflichtete Peter bei. »Tante Mathilda wird uns nur wieder Arbeit aufhalsen, wenn sie uns zu Gesicht bekommt!«

Ein paar Minuten später radelten die Jungen die Küstenstraße entlang. Letitia Radford kam selbst an die Haustür, als sie an der Villa Radford klingelten. Wie üblich war sie untadelig gekleidet, aber sie sah sehr blaß aus, und unter ihren Augen waren dunkle Schatten.

»Wir würden uns sehr gern mit Ihnen unterhalten, Miss Radford«, sagte Justus.

»Nun ja, wenn es sein muß. Ich bin entsetzlich müde. Der Feuerwehrhauptmann war gestern bis spät in die Nacht hier. Er war ziemlich böse auf mich.« Sie schnitt eine Grimasse. »Er meint, es gebe bessere Methoden, mit Ameisen fertigzuwerden, als gleich ein Haus anzuzünden.«

Justus nickte, sagte aber nichts. Er war der gleichen Meinung wie der Feuerwehrhauptmann.

»Viel Schlaf habe ich ohnehin nicht gefunden. Mrs. Chumley

fühlte sich gestern abend gar nicht wohl. Sie hat manchmal starke Schmerzen, und dann möchte sie nicht allein bleiben. Ich bin mit ihr aufgeblieben. Ich war auch jetzt eben bei ihr, als es klingelte.«

»Möchten Sie, daß ich mich ein Weilchen zu ihr setze?« erbot sich Bob. »Sie könnten doch eine Ruhepause brauchen.«

Letitia lächelte matt. »Das wäre sehr nett. Sie ist in ihrem Wohnzimmer. Klopf nur an und geh hinein.«

Bob ging durchs Haus zu Mrs. Chumleys hinten gelegenen Räumen, und Letitia führte die beiden anderen Jungen in ihren Salon. Sie setzte sich auf ein Sofa und bot den Jungen Stühle an.

»Wir wollten mit Ihnen über Ihre Bekannten sprechen«, begann Justus. »Können Sie sich irgendeine Person denken, die vielleicht etwas gegen Sie hat?«

»Gegen *mich*?«

»Justus nickte. »Wie ist denn das mit Gerhart Malz?«

»Mach dich nicht lächerlich! Gerry gehört praktisch zur Familie. Außerdem hat er nur seine Bilder im Kopf.«

»Vielleicht hat jemand, der hier arbeitet, etwas gegen Sie.«

»Du meinst doch wohl nicht die Burroughs«, sagte Letitia.

»O nein! Wir sind ganz sicher, daß Burroughs nicht die Vogelscheuche ist. Aber könnte es nicht noch jemand anderen geben? Wie ist es mit den Gärtnern? Ich habe gehört, sie kämen zweimal die Woche. Und der Mann, der das Schwimmbecken betreut? Kommt der auch regelmäßig?«

»Auch zweimal die Woche«, antwortete Letitia. »Aber warum sollte der etwas gegen mich haben? Ich kenne ihn ja kaum. Er studiert an der Universität Los Angeles, wie ich hörte. Einer dieser braungebrannten, jungen Athleten, die mit freiem Oberkörper herumlaufen.«

»Also ein junger Mann?« Justus war ganz verblüfft.

»Ja, natürlich. Ich sagte ja, er studiert, nicht?«

Justus runzelte die Stirn und begann an seiner Unterlippe zu zupfen.

»Es hat doch keinen Zweck«, wehrte Letitia ab. »Und es spielt auch wirklich keine Rolle, denn ich bin ohnehin nicht mehr lange hier. Ich reise wieder nach Europa. Die Vogelscheuche . . . ist gestern nacht noch einmal aufgetaucht.«

Justus und Peter sahen Letitia fragend an.

»Es war gegen Mitternacht«, sprach sie verbissen weiter. »Ich war in Mrs. Chumleys Zimmer, und wir hatten kein Licht an. Ich sah den Burschen draußen auf der Einfahrt. Er ging mit einer Schubkarre auf die Garage zu.«

»Mit einer Schubkarre?« wiederholte Justus. »Eine leere Schubkarre? Oder war etwas darin?«

»Irgend etwas war darin aufgehäuft«, erwiderte Letitia. »Es war zu dunkel, um es genau zu erkennen. Vielleicht Erde.«

»Haben Sie nicht jemanden gerufen?« fragte Justus.

»Nein. Ich bin es leid, Leute zu rufen.« Ihre Stimme klang trostlos. »Wenn ich nun schon verrückt werde, dann will ich das künftig still für mich tun. Alles andere hilft mir nichts.«

»Ich verstehe«, sagte Justus.

»Und ich kenne niemanden, der etwas gegen mich haben könnte. Das müßte eine sehr alte Fehde sein. Ich habe seit Jahren nicht mehr viel Zeit in Los Angeles verbracht.«

Mrs. Burroughs erschien im Türrahmen zwischen Salon und Speisezimmer. »Entschuldigen Sie, Miss. Burroughs fährt nach Rocky Beach zum Einkaufen. Brauchen Sie etwas?«

»Aspirin-tabletten, bitte, Mrs. Burroughs«, sagte Letitia.

»Sehr wohl, Miss.«

Mrs. Burroughs ging weg, und Letitia stand auf. »Wollt ihr Jungen noch ein wenig hierbleiben?« fragte sie. »Es wäre mir sehr lieb. Ich fühle mich irgendwie sicherer, wenn ihr da seid.«

»Selbstverständlich«, meinte Justus. »Wo ist übrigens Dr. Woolley?«

»Als ich das Gästehaus niedergebrannt hatte, ist er in seine Scheune umgesiedelt«, gab Letitia zur Antwort. »Ich glaube, er ist zur Zeit dort und ruht sich ein wenig aus. Und ich denke, ich werde mich auch ausruhen.«

Sie wollte zur Diele hinaus, hielt dann aber inne. »Ich werde wohl Mrs. Burroughs bitten, mit mir hinaufzugehen«, sagte sie. »So allein da oben fühle ich mich unsicher.«

»Gute Idee«, stimmte Justus bei.

Letitia ging zur Küche. Gleich darauf hörten Justus und Peter Mrs. Burroughs in ihrer bekannt energischen Art überlaut reden. Sie und Letitia gingen die Treppe hinauf. Justus schlenderte zu einem der nach vorn gelegenen Fenster und sah einen großen, schwarzen Buick die Chaparral Canyon Road entlangfahren.

»Burroughs fährt gerade in die Stadt«, stellte Justus fest, »und der Wagen kommt auffallend langsam vorwärts.«

Da trat gerade Bob in die Diele. »Mrs. Chumley ist jetzt eingeschlafen«, berichtete er. »Sie hat eine Schmerztablette genommen.« Er machte eine Pause. »Komisch«, meinte er. »Gerade ehe sie sich von mir ins Schlafzimmer fahren und ins Bett helfen ließ, erzählte sie mir von dem echten Vermeer, der oben im Museum hängt. Sie sprach auch von dem silbernen Kandelaber auf dem Treppenabsatz und beschrieb, wie die Prismen jedesmal vibrieren, wenn die alte Standuhr schlägt.«

Peter machte große Augen. »Das hat sie erzählt? Aber – aber sie kann doch keine Treppen steigen! Wie kann sie das wissen?«

»Das hat ihr bestimmt Gerhart Malz erzählt«, sagte Justus gleichgültig. »Er scheint ja von diesem Leuchter völlig fasziniert zu sein.« Justus brach ab, und seine Augen leuchteten. »Nun schläft also Mrs. Chumley. Letitia und Mrs. Burroughs sind oben, und Burroughs ist in der Stadt. Die Luft ist rein, Freunde! Wir können jetzt erledigen, was wir schon längst hätten tun sollen.«

»Und das wäre?« fragte Peter.

»Das Haus durchsuchen!« entgegnete Justus.



Im Theater, Film und Fernsehen gibt es Stücke, in denen eine Person mehrere Rollen übernimmt. Was haltet ihr vom umgekehrten Fall in der Rolle »Vogelscheuche«?

Eingesperrt!

Die drei ??? bewegten sich leise und vorsichtig durch das große Haus, um nicht von Letitia und Mrs. Burroughs oben oder von Mrs. Chumley in ihren Räumen im Erdgeschoß gehört zu werden. Verstohlen öffneten sie alle möglichen Schränke und Kommoden, spähten in Schubladen und tasteten oben auf den Möbeln entlang.

Weder in der Küche noch in der Speisekammer fanden sie einen Hinweis darauf, wer die Vogelscheuche sein mochte. In dem kleinen Wohnzimmer der Burroughs hinter der Küche ergab sich auch nichts, und ebenso in den beiden Schlafräumen dieses Trakts. In einem der Zimmer hing die Dienstkleidung im Schrank, dazu ein paar Kleider und eine Sportjacke und etliche Hosen, aber kein Jutesack und kein schwarzer Hut, womit sich die Vogelscheuche ausstaffieren ließe.

»Und dabei wissen wir genau, daß Burroughs nicht die Vogelscheuche ist!« wandte Bob ein. »Warum machen wir uns hier all die Mühe?«

»Es wäre töricht, das zu unterlassen«, erklärte Justus. »Wir waren so besorgt darum, Letitia Radford nicht unnötig zu erschrecken, daß wir bisher noch gar nicht gründlich vorgegangen sind. Na, macht nichts. Ich hatte auch nicht erwartet, daß wir hier etwas Einschlägiges finden. Nun gehen wir mal in den Keller.«

Im Kellergeschoß des großen Hauses gab es mehrere Räume. Die Jungen fanden einen Weinkeller, einen Heizraum, einige Vorratskammern und eine Werkstatt. Dann führte Justus die anderen zu der Ecke des Hauses unmittelbar unter Mrs. Chumleys Schlafzimmer, von wo es durch die Tür, die er am Vorabend gesehen hatte, auf den Rasen hinausging. An dieser Stelle war das Erdreich außen fast auf gleicher Höhe mit dem Kellerboden.

»Seht ihr das?« Justus sprach ganz leise und wies auf Reifenspuren – am Betonboden. – »Die Vogelscheuche schob die Schubkarre hier heraus – eine gummibereifte Schubkarre. Sie war mit Erde beladen. Seht ihr die Krümel auf dem Boden?« »Aber woher stammt die Erde?« meinte Bob verdutzt.

Die Jungen wandten sich von der Außentür ab und folgten den Reifenspuren durch den Keller. Die verdächtigen Erdkrümel auf dem Boden führten sie zu einem schmalen Flur, der zwischen einem ungenutzten Vorratsraum und einem Raum mit schwerer, massiver Tür verlief. Peter knipste in diesem Raum Licht an, und die Jungen sahen verstaubte Rohrleitungen an der Decke der Kammer.

»Das muß einmal ein Fleischvorratsraum gewesen sein«, stellte Peter fest. »Genau wie der Kühlraum im Supermarkt in Rocky Beach, nur nicht so groß.«

»Das Haus war bestimmt gut im Schuß, als die Familie Radford wirklich hier wohnte«, sagte Bob. »Stellt euch das vor – einen hauseigenen Kühlraum!«

Justus nickte, achtete aber kaum auf Bobs Worte. Er sah äußerst zufrieden aus, als habe er soeben genau das entdeckt, was er zu finden gehofft hatte. Er zeigte zum Ende des Flurs. »Da, seht mal! Daher kam die Erde!«

Peter und Bob schauten hin. Am Ende des Flurs hätten Betonblocksteine sein sollen – die Steine, woraus die Außenwand des Kellers bestand. Doch statt dessen befand sich dort ein gähnendes schwarzes Loch.

»Ein Tunnel!« tönte Peter.

Justus zog eine Taschenlampe hervor. »Die entdeckte ich in einer Küchenschublade«, sagte er zu den Freunden. »Ich dachte, die könnten wir gut gebrauchen.«

Er knipste die Lampe an und richtete den Lichtkegel in den Tunnel.

»Mann!« rief Bob. »Da hat aber einer schwer geschuftet! Seht nur, was für dicke Balken die Decke abstützen!«

»Wie bei einem Bergwerksstollen«, sagte Peter. »Also *das* war das Werk der Vogelscheuche. Aber . . . aber . . .« Verdutzt hielt er inne.

»Aber es wäre doch völlig sinnlos für die Vogelscheuche, in ein fremdes Haus einzudringen und dort einen Tunnel zu graben, oder?« meinte Justus. »Und es würde bestimmt nicht unbemerkt bleiben.«

»Also ist jemand vom Haus die Vogelscheuche«, erklärte Peter. »Oder jemand im Haus steckt mit der Vogelscheuche unter einer Decke. Burroughs und seine Frau!«

»Das hört sich nach einer logischen Schlußfolgerung an«, sagte Justus. »Und wohin der Tunnel führt, das können wir uns denken!«

Bob schaute sich die Mauer genau an. Sie befand sich an der längs der Straße verlaufenden Seite des Hauses. »Der Tunnel führt unter der Straße zum Mosby-Museum hindurch«, überlegte er. Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab. »Da ist ein Einbruch ins Museum geplant!«

»Sollen wir das einmal überprüfen?« schlug Justus voll Unternehmungsgest vor.

Er ging geduckt in den Tunnel und leuchtete mit seiner Lampe nach links und nach rechts.

Die beiden anderen folgten ihm. Keiner sprach ein Wort, und der Boden aus festgestampfter Erde dämpfte den Hall ihrer Schritte. Die Luft wurde dumpf, als sie weitergingen. Nach scheinbar endlosem Schlurfen durch den dunklen Gang blieb Justus stehen. Hier versperrte eine Betonmauer den Weg. Er faßte an die Mauer. Sie war massiv – und noch unbeschädigt.

»Der Keller des Mosby-Hauses«, flüsterte er. »Das ist der einzige Teil des Museumsgebäudes, der nicht ständig bewacht wird. Sonst sind überall Alarmanlagen in Betrieb.«

Bob und Peter nickten. Justus gab die Lampe an Bob weiter. Bob machte kehrt und ging nun auf dem Rückweg durch den Tunnel zur Villa Radford voraus.

»Das ist doch unfassbar!« rief Peter, als die drei Jungen wieder im Keller des Hauses Radford standen. »Das muß ja Monate gedauert haben, einen solchen Tunnel zu graben!«

»Nun wissen wir immerhin, warum die Vogelscheuche versuchte, Letitia hier wegzuekeln«, meinte Justus. »Aus Angst, sie könne einmal in den Keller gehen und den Tunnel entdecken – oder nachts aus dem Fenster schauen und etwas bemerken.«

Bob knipste die Taschenlampe aus, und die Jungen gingen durch den Flur zur Treppe zurück. »Jetzt begreife ich, warum der Wagen, den Burroughs nach Rocky Beach fuhr, so langsam war«, fuhr Justus fort. »Er hatte wieder einmal Erde aus dem Tunnel in den Kofferraum geladen, und die schaffte er nun weg.«

Die Jungen waren bei dem ungenutzten Vorratsraum angekommen. Peter blieb stehen und schnupperte. »Da brennt doch etwas!«

Er griff am Türrahmen vorbei und knipste Licht an. Der einstige Kühlraum war vor Rauch ganz eingenebelt. In einer Ecke lagerten haufenweise Lumpen und alte Farbeimer ohne Deckel.

»Schöne Bescherung!« schnaubte Peter. »Hier hat jemand einen Haufen Farblappen liegenlassen. Und die haben sich entzündet!«

Er trat in den Kühlraum und stieß mit dem Fuß gegen die Lappen. Sie flogen auf, und aus einigen Stücken züngelten Flammen.

»Mann, paß auf!« schrie Bob. Er sprang hin, um die Flämmchen auszutreten, und Justus kam auch zu Hilfe.

Plötzlich drang vom Flur ein leises, gespenstisches Lachen herein. Die drei Jungen fuhren herum.

Da stand die Vogelscheuche und starrte die Jungen an. Das aufgemalte Grinsen war im Licht der nackten Glühbirne an der Decke richtig unheimlich. Erst rührte sich die Gestalt nicht. Dann zog sie an der schweren Tür und warf sie ins Schloß.

»Halt! Hiergeblieben!« Peter war mit einem Satz an der Tür, griff nach der Klinke und zog.

Die Tür gab nicht nach.

»Halt!« rief Peter noch einmal. »Zurück!«

»Die Mühe kannst du dir sparen«, sagte Justus trocken. »Der wird uns hier nicht mehr herauslassen. Vorläufig jedenfalls nicht. Vielleicht auch gar nicht mehr!«

Der Einbruch

Bob untersuchte das Schnappschloß an der Tür. »So ein Pech! Das Ding ist kaputt!«

»Unter diesen Umständen ist das kein Pech«, meinte Justus.

»Ich glaube, die Vogelscheuche sah uns in den Tunnel gehen. Der Bursche beschloß, daß wir zuviel wissen, und da zerbrach er das Schnappschloß. Dann lockte er uns her, indem er die Lappen in Brand steckte.«

»Das war dumm, daß wir darauf hereinfliegen«, sagte Peter schuldbewußt. »Aber ich konnte doch das Haus nicht abbrennen lassen.«

»Damit hatte die Vogelscheuche ja gerechnet«, entgegnete Justus. »Und auch damit, daß uns dieser Raum völlig von der Außenwelt abriegelt. Es wird uns überhaupt nichts nützen, wenn wir brüllen oder an die Tür hämmern, um die anderen aufmerksam zu machen. Dieser Raum ist zu gut abgedichtet. Kein Mensch würde uns hören.«

»Auch nicht, wenn wir an die Rohrleitungen da oben klopfen?« fragte Peter. »Könnten die nicht das Geräusch ins Haus weiterleiten?«

Justus nickte. »Nur haben diese Rohrleitungen keine Verbindung zum übrigen Teil des Hauses. Sie führen zu einem Kühlaggregat, das vermutlich irgendwo im Freien steht. Keiner würde uns klopfen hören, falls er nicht zufällig ganz nahe beim Untergeschoß wäre.«

Peter setzte sich auf den Fußboden. »Will uns denn die Vogel-scheuche hier einfach unserem Schicksal überlassen?«

»Irgend jemand wird schon kommen und uns suchen.« Justus war sehr zuversichtlich. »Wir ließen ja unsere Fahrräder draußen vor dem Haus stehen, gleich bei Letitias Wagen. Sie kann die Räder gar nicht übersehen.«

»Aber würde sie hier herunterkommen?« Bob hatte Zweifel.

»In den Keller? Zu all den Spinnen?«

Justus überlegte sich das. »Nein, das würde sie nicht tun«, sagte er dann niedergeschlagen. »Wenn sie die Räder sieht, dann denkt sie ohnehin, wir seien bei Dr. Woolley. Und wenn Burroughs oder seine Frau die Räder sehen – na, auf die beiden ist unter diesen Umständen kein Verlaß.«

Danach saßen die Freunde da und schwiegen. Die Stille im Raum war so drückend, daß sie die Jungen buchstäblich zu bedrängen und selbst ihre Gedanken zum Schweigen zu bringen schien.

»Tante Mathilda wird sich denken können, wo wir sind«, murmelte Justus schließlich. »Dann wird sie Kenneth und Patrick losschicken. Oder sie wird Kommissar Reynolds anrufen, und der wird sich dann ausmalen, daß wir in der Villa Radford sind. Aber das kann noch Stunden dauern . . .«

Justus gab es auf, seine Überlegungen weiterzuspinnen. Die drei ??? stellten sich alle die gleiche Frage – ob wohl die Luft im Raum vorhalten würde, bis man sie endlich fand.

Die Zeit kroch dahin, eine öde Stunde nach der anderen. Justs Magen begann zu knurren. War es nun Zeit zum Abend-

essen? Oder war er nur hungrig, weil er nichts zu Mittag gegessen hatte?

Plötzlich spürten die Jungen ein Beben im Raum.

»Was war das?« Peter fuhr erschrocken hoch.

»Vermutlich ein leichter Erdstoß«, meinte Bob.

»Das hat noch gefehlt!« brummte Peter, als er sich gegen die Wand zurücksinken ließ. »Nicht genug damit, daß wir in einem unbelüfteten Raum eingesperrt sind – jetzt werden wir auch noch durch ein Erdbeben lebendig begraben!«

Die Minuten schleppten sich hin. Wieder schienen Stunden zu verstreichen.

»Bilde ich mir das nur ein«, fragte Bob einmal, »oder wird die Luft hier tatsächlich so stickig?«

»Das kann nicht sein!« erwiderte Justus. »Wir sind ja höchstens seit –« Er brach ab und hielt kurz den Atem an. »Was war das?« flüsterte er.

Die beiden anderen lauschten.

»Da pocht einer gegen etwas«, stellte Peter fest. Er stand auf und ging zur Tür.

»Hallo!« schrie er laut. »Hallo, wir sind hier drin!« Er hämmerte mit den Fäusten an die Tür.

Justus zog einen Schuh aus, stand auf und schlug damit an die Tür. Alle drei Jungen brüllten dazu aus Leibeskräften.

Und schließlich ging mit Schwung die dicke Tür zu dem kalten Raum auf. Die Jungen sahen einen großen Mann mit buschigem, weißem Haar im Türrahmen stehen. Seine Haut war von der Sonne gegerbt, und tiefe Furchen verliefen von der Nase zu den Mundwinkeln. Letitia Radford hatte sich bei ihm eingehängt.

»Dem Himmel sei Dank!« Der Mann atmete auf. »Ich wußte doch, daß ihr hier irgendwo sein mußtet. Ich sah euch ankommen und dann nicht wieder wegfahren!«

Justus grinste und trat auf den Flur hinaus. »Offenbar ist es doch von Vorteil, wenn ein geheimer Beobachter über ein solches Haus Wache hält!«

»Ein geheimer Beobachter?« fragte Letitia Radford. »Das ist er nicht! Das ist Ben Agnier. Früher kümmerte er sich um unser Schwimmbad. Wenn mir nur jemand erklären könnte, was hier vor sich geht! Wo sind die beiden Burroughs? Ich bin vom Mittagsschlaf aufgewacht, und alle waren weg!«

»Wenn Burroughs und seine Frau weg sind, dann ist ihre Arbeit inzwischen beendet«, sagte Justus. Er wies zum Tunnel am Ende des Flurs.

Agnier folgte seinem Blick. »Also das hatten sich die beiden vorgenommen!« bemerkte er. »Einen Tunnelbau!«

»Zum Mosby-Museum«, ergänzte Justus.

Der Erste Detektiv knipste die Taschenlampe an und machte sich auf den Weg durch den Tunnel. Die anderen folgten.

»Wartet!« rief Letitia. »Laßt mich hier nicht allein!«

»Dann kommen Sie eben mit, rasch!« sagte Agnier kurz.

Letitia Radford eilte Bob nach, der als letzter in den Tunnel eingedrungen war. Ein verstohlenes Vorgehen war gar nicht angebracht, doch keiner sprach, bis sie das Ende des Tunnels erreicht hatten. Dort sahen sie nun eine große Öffnung in der Betonmauer, die den unterirdischen Gang vom Keller des Mosby-Hauses trennte. Ein beißender Geruch hing in der Luft.

»Dynamit, nehme ich an«, fauchte Agnier. Sein schmales, braunes Gesicht war ergrimmt.

»Natürlich!« rief Justus. »Wir spürten ja vorhin die Explosion. Sie muß kurz nach fünf Uhr stattgefunden haben, als die Aufseher weggegangen waren.«

Agnier stieg durch die Öffnung in den Keller des Mosby-Hauses und fand im Schein von Justus Taschenlampe einen Lichtschalter. Im Keller waren Packkisten und ein Heizraum und ein Raum mit der komplizierten Regelanlage, die im Haus die Temperatur konstant hielt. Agnier und die Jungen schauten sich rasch überall um und gingen dann die Treppe hinauf. Stumm und blaß hielt sich Letitia Radford dicht bei ihnen.

»Mr. Malz!« brüllte Justus laut, als sie die Eingangshalle erreicht hatten.

Es kam keine Antwort.

»Vielleicht war er nicht da, als der Einbruch verübt wurde«, überlegte Peter.

Nun gingen sie durch die Räume im Erdgeschoß. Hier war nichts angerührt worden. Immer wieder riefen sie nach Malz. Aber es war völlig still im Haus.

War Gerhart Malz überhaupt im Museum? Oder war er an einem anderen Ort eingesperrt, wie man es mit den Jungen gemacht hatte, und mußte dort elendiglich ersticken und verhungern? Justus schauderte. Die Tunnelgräber kannten kein Erbarmen.

»Mr. Malz!« rief Justus, als er die Treppe zum Obergeschoß hinaufstieg.

Die Räume dort waren so gut wie ausgeraubt. Der Vermeer war verschwunden, ebenso die Rembrandts aus dem angrenzenden Raum, und der van Dyck und die Rubens-Bilder, wie auch die alten flämischen Gemälde, die in so herrlichen, meisterhaft komponierten Farben geleuchtet hatten. Ein Zimmer nach dem anderen widerhallte leer.

»Ein Vermögen!« schrie Justus auf. »Die haben ein Riesenvermögen an Kunstschätzen mitgenommen!«

Letitia Radford starrte die kahlen weißen Wände an. »Die gesamte Mosby-Gemäldesammlung.« Ihre Stimme bebte vor Aufregung. »Das Ehepaar Burroughs? Der Hausdiener und die Köchin? Die gruben also diesen Tunnel und . . . und Burroughs war nun doch die Vogelscheuche –?«

Über ihren Köpfen hörten sie ein Pochen.

»Aha!« sagte Justus. Er sauste die Treppe zum obersten Stockwerk hinauf, wo Gerhart Malz sein Atelier und seine Wohnung hatte. Das Pochen wurde lauter. Justus folgte dem Geräusch, Bob und Peter dicht hinter sich, und öffneten die Tür zu einem Einbauschränk in dem kleinen Schlafzimmer links von der Treppe.

Hier war Gerhart Malz, mit einer Wäscheleine gefesselt und mit einem Handtuch geknebelt.

»Es ist gut, Mr. Malz«, beruhigte ihn Justus. Er kniete neben dem Kustos nieder. »Gleich haben wir Sie befreit!«



Gut, daß der arme Kustos nicht ersticken und verhungern mußte! Doch wie wird er den Verlust der ihm anvertrauten Bilder verkraften? Immerhin könnte ich mir vorstellen, daß er im Laufe der Zeit außer dem Vermeer auch andere Gemälde von Malstudenten kopieren ließ, möglicherweise sogar selbst kopierte, worin er bekanntlich Meister ist. Ein schwacher Trost indessen, künftig als Bildbetrachter sich mit Kopien bescheiden zu müssen, meint ihr nicht?

Der Späher berichtet

»Ich würde es doch sehr begrüßen, wenn mir nun jemand Bescheid sagen könnte, was hier vor sich geht!« Mrs. Chumley saß aufrecht in ihrem Rollstuhl und fingerte erregt an der Wolldecke herum, die ihre Knie bedeckte. Ihre Augen glänzten vor Wißbegier.

»Ich hatte mir Sorgen um Sie gemacht, Mrs. Chumley«, antwortete Ben Agnier. Der große Mann saß in einem Sessel in Mrs. Chumleys Zimmer. Gerhart Malz war auch da, ebenso Letitia Radford und die drei ????. Unten im Keller konnten sie die Polizisten umhergehen hören; man machte Fotos und sicherte Beweise. Weitere Beamte waren gegenüber im Mosby-Museum am Werk.

»Was ist denn aus Burroughs geworden?« fragte Mrs. Chumley. »Und aus seiner Frau? Letitia, es ist Zeit zum

Abendessen! Und Tee bekamen wir ja heute überhaupt nicht!«

»Ich werde Wasser aufsetzen«, sagte Letitia. Aber sie rührte sich dann doch nicht. Sie hatte sich einen kleinen Sessel neben Ben Agnier genommen, und sie sah ihn mit einer Mischung aus Neugier und Bewunderung an.

»Sie haben also das Haus hier beobachtet?« forschte sie nach.

»Das haben Sie fabelhaft gemacht.«

Agniers Gesicht überzog sich mit leichter Röte. »Na – eigentlich war es anders«, entgegnete er. »Ich machte mir eben Sorgen um Mrs. Chumley.«

»Das war äußerst rücksichtsvoll von Ihnen, Ben«, bedankte sich Mrs. Chumley. »Aber was gab es für einen Grund zur Sorge?«

»Nun, dieser Burroughs gefiel mir nicht«, erklärte Ben Agnier.

»Seit er hier ist, hat sich alles so verändert.«

»Ja, es ist wirklich vieles anders geworden«, gab Mrs. Chumley zu. »Ich dachte, es würde sich bessern. Es war so angenehm, wieder geschultes Personal im Haus zu haben. Sie können sich das nicht vorstellen, Letitia. Seit Ihre Mutter starb, hatte ich hier sechs oder sieben Ehepaare, und mit keinem von ihnen war ich zufrieden – erst mit Burroughs und seiner Frau.«

»Und nun waren Ihre geschätzten Helfer ein ganz gewöhnliches Diebespärrchen«, stellte Mr. Malz fest. Er berichtete ihr von dem Tunnel.

»Sie wollen also damit sagen, daß die beiden in der ganzen Zeit, während sie hier waren, an einem Tunnel bauten?« zeterte Mrs. Chumley. »Ich weiß gar nicht, wann sie das gemacht haben sollen. Wirklich, ich habe keine Ahnung!«

»Vermutlich bei Nacht, Mrs. Chumley, wenn Sie schliefen«, sagte Justus.

»Schon die Vorstellung macht mich müde«, meinte Mrs. Chumley dazu. »Wann schliefen die beiden denn dann, um Himmels willen?«

»Sie gruben nicht jede Nacht«, erklärte ihr Agnier. »Manchmal arbeiteten sie auch tagsüber. Deshalb wurde ich ja gefeuert.«

»Das verstehe ich nicht«, entgegnete Mrs. Chumley. »Burroughs sagte mir, Sie wollten Ihr Unternehmen mit dem Schwimmbad-Wartungsdienst altershalber aufgeben, und da stellten wir diesen neuen, jungen Mann ein.«

»Burroughs hat mich fristlos entlassen«, berichtigte Agnier. »Ich sah ihn eines Morgens in Arbeitskleidung aus dem Keller kommen. Er schob eine mit Erde beladene Schubkarre. Nun trifft man ja den Hausdiener einer Villa üblicherweise nicht mit einer Schubkarre an. Ich fragte ihn, was er vorhabe, und er sagte, die Kellermauer sei an einer Stelle gerissen, und ein Haufen Mörtel sei heruntergefallen. Das glaubte ich ihm einfach nicht. Ich war schon selbst im Keller dieses Hauses, und die Mauern dort sahen gewiß nicht baufällig aus. Als ich das dann erwähnte, feuerte er mich! Na, da sagte ich mir, wenn ich schon entlassen werden soll, dann von Ihnen, Mrs. Chumley, und nicht von Burroughs. Also ging ich ums Haus und klingelte vorn an der Tür. Es kam aber nur Mrs. Burroughs, und sie sagte, Sie schliefen gerade und dürften nicht gestört werden. Jedesmal, wenn ich Sie nach diesem Vorfall sprechen wollte, trat Mrs. Burroughs dazwischen. Und wenn ich anrief, ging Burroughs ans Telefon. Zweimal schrieb ich einen kurzen Brief, aber davon bekamen Sie wohl nichts zu Gesicht.«



Schaltet euer Gehirn auf Alarmstufe I – es ist dringend! Doch nun wollen wir die gute Mrs. Chumley nicht an ihrer nächsten Äußerung hindern!

Mrs. Chumley schüttelte den Kopf. »Lieber Himmel!« rief sie. »Ich war ja dann praktisch die Gefangene dieses Diebespaars! Sie hätten mich umbringen können!«

»Ich glaube nicht, daß die beiden dazu fähig wären«, besänftigte Ben Agnier sie, »aber ich machte mir Sorgen. Da fing ich an, das Haus Radford aus dem alten Bau am Rock Rim Drive zu beobachten. Ich fuhr jeden Tag hin und blieb dort, bis ich Sie auf der Terrasse sah. Solange Sie auf mich normal wirkten, dachte ich mir, es sei wohl doch alles in Ordnung. Aber dann kam dieser Typ mit der Glatze und pflanzte das Maisfeld an, und etwa um diese Zeit passierte die Sache mit dem alten Jason Creel, der hier über zwanzig Jahre lang als Gärtner beschäftigt war – tja, auch er wurde fristlos entlassen.«

»Das habe ich selbst besorgt«, gab Mrs. Chumley zu. »Der arme Mann war so nachlässig geworden. Und er hatte es auch gar nicht mehr nötig, arbeiten zu gehen.«

»Das weiß ich«, erwiderte Agnier. »Er kam zuletzt nur noch aus Anhänglichkeit hierher. Aber diesen Burroughs mochte er auch nicht. Und dann kehrte Miss Letitia zurück, und jeden Tag konnte ich sie draußen auf der Terrasse sehen. Und da kam mir der Gedanke, daß Sie und Miss Letitia doch völlig isoliert waren. Es kam niemals Besuch, nur Sie, Mr. Malz, und der Bursche, der den Mais anbaute.«

»Ist hier von mir die Rede!« fragte Charles Woolley. Der Insektenforscher stand im Türrahmen. »Die Polizei war bei mir und verhörte mich«, berichtete er. »Ich erklärte, wo ich den Tag über gewesen war, und sie sagten, ich könne hier heraufkommen und bei Ihnen warten. Ich glaube, sie wollten mich aus dem Weg haben.« Er verbeugte sich gegen Ben Agnier. »Aber ich wollte Sie nicht unterbrechen.«

»Ich bin sowieso gleich fertig«, sagte Agnier.

»Aber wenn Sie sich solche Sorgen machten«, erkundigte sich Letitia Radford, »warum kamen Sie dann nicht einmal her und redeten mit uns, als Sie uns auf der Terrasse sahen?«

»Ich kam mir ein wenig töricht vor«, sagte Agnier. »Ich versuchte tatsächlich eines Tages herzukommen, und da hätte es fast einen Zusammenstoß mit diesen Jungen hier gegeben.« Er nickte den drei ??? zu. »Ich bekam es ganz schön mit der Angst, als ihr alle Jagd auf mich machtet.«

»Aber was ist nun mit der Vogelscheuche?« fragte Letitia.

»Was dachten Sie sich, als Sie die Vogelscheuche sahen?«

»Die einzige Vogelscheuche, die mir je begegnete, ist die auf dem Zaun«, antwortete Agnier. Dann fuhr er fort: »Aber eines muß ich sagen: Ich war irgendwie erleichtert, als ihr Jungen öfter mal herkamt. Ihr habt den Damen wenigstens Verbindung zur Außenwelt vermittelt. Als ihr jedoch heute früh hier wart und nicht wieder weggegangen seid, wurde mir die Sache unbehaglich. Als Burroughs eure Fahrräder holte und in die Garage schob, da wurde mir klar, daß ich Miss Letitia noch nicht auf der Terrasse gesehen hatte, und auch nicht Mrs. Chumley. Ich blieb also auf dem Posten, und Burroughs fuhr weg und kam mit einem geliehenen Anhänger wieder her. Ich konnte mir nicht vorstellen, was ein Hausdiener mit einem Autoanhänger wollte, und ich legte mich auf die Lauer. Zwei Stunden nachdem sich Burroughs den Anhänger beschafft hatte, fuhren er und seine Frau weg – samt Gepäck und vielen anderen Dingen. Ich konnte nicht genau sehen, was sie alles geladen hatten, aber der Anhänger war voll!«

»Ja, mit herrlichen Gemälden im Wert von etlichen Millionen Dollar!« brummte Gerhart Malz.

»Jedenfalls kam es mir sonderbar vor«, fuhr Agnier fort. »Da ging ich den Hang hinauf zur Villa. Die Türen waren abgeschlossen, doch ich schlug auf der Terrasse eine Scheibe ein und kam so ins Haus.«

»Und dabei weckten Sie mich auf«, unterbrach Letitia ihn, »und wir weckten Mrs. Chumley, aber die Jungen konnten wir vorerst nirgends finden. Ben dachte dann an den Keller, und dort waren sie, im ehemaligen Kühlraum.«

»Das war wirklich ein Glück, daß Sie dort suchten«, bemerkte Justus. Er stand auf, ging zum Kamin und schaute sich die Wand über dem Kaminsims an. Um den Rahmen der Vermeer-Kopie war ein Streifen unverblühter Tapete zu sehen. »Vermutlich hatten wir das Ehepaar Burroughs heute zum Handeln gezwungen. Als wir in den Keller kamen und den Tunnel sahen, mußten sie uns aus dem Weg schaffen und sich ganz schnell ans Werk machen.«

Da klopfte es kurz und energisch an der Tür, und Hauptkommissar Reynolds trat ein. »Meine Leute sind unten gleich fertig«, sagte er. »Die Reporter von der Presse werden wohl jeden Augenblick hier sein. Ich kann ihnen einen Bericht geben, wenn Sie nicht selbst mit den Herren reden wollen.«

»Ja, tun Sie das bitte«, entschied Mrs. Chumley. »Und Letitia, Sie wollten doch vorhin Wasser aufsetzen. Ich hätte so gern eine Tasse Tee.«

»Ich mach' das schon, Mrs. Chumley«, bot Justus an. Er ging zur Tür und hielt kurz inne, dann verließ er das Zimmer. Bob und Peter wechselten einen Blick. Justus hatte beim Weggehen an seiner Unterlippe gezupft, und sie wußten, was das bedeutete. Er war mit einem Problem beschäftigt. Irgendeine neue Idee hatte sich ihm aufgedrängt.

Peter zuckte die Achseln, und Bob seufzte. Justus erzählte ihnen ja nie von seinen Eingebungen, bis er ganz sicher war!

Justus zieht seine Schlüsse

Justus setzte sich an den Küchentisch, um zu warten, bis das Wasser im Kessel kochte. Auf dem Tisch stand ein Telefon, dessen Kabel zu einem Anschluß bei der Speisekammertür führte. Neben dem Apparat lag eine Zeitung, die beim Kreuzworträtsel aufgeschlagen war. Als Justus die Zeitung aufhob, fand er darunter einen Notizblock. Auf dem Block hatte

jemand herumgekritzelt. Da waren Herzen, die von Pfeilen durchbohrt waren. Da waren Dollarzeichen. Und da stand immer wieder das Wort »Vermeer«. Und dabei war eine Telefonnummer notiert.

»Aha!« Justus traute seinen Augen nicht. Er nahm den Hörer ab und wählte die Nummer. Es klingelte zweimal, und dann klickte es. »Autovermietung Short-Haul«, meldete sich jemand. »Womit kann ich dienen?«

»Bin schon bedient«, antwortete Justus. Er legte auf und sah stirnrunzelnd auf einen Vermerk in einer Ecke des Blocks. »Goldenes Vlies« hatte da jemand geschrieben. »Reed. Panama.«

Der Teekessel auf dem Herd fing zu pfeifen an. Justus kümmerte sich nicht darum. Er grinste hochbefriedigt und blätterte die Zeitung durch.

»Mann, was ist denn los?« Bob tauchte im Türrahmen auf.

»Das Wasser kocht! Bist du taub?«

Justus gab keine Antwort, und Bob trat zum Herd und schaltete die Platte ab.

»Justus?« Auch Peter war in die Küche gekommen. »Was gibt's denn! Was ist los?«

»Ich hab's!« rief Justus aufgeregt. »Kommissar Reynolds!«

Er sprang auf und lief los – und wäre in der Tür fast mit dem Kommissar zusammengeprallt.

»Nanu?« meinte Reynolds.

»Sehen Sie, hier!« Justus war so aufgeregt, daß ihm die Hände zitterten. »Der Notizblock! Goldenes Vlies! Sehen Sie das da? Und hier in der Zeitung nochmals in den Reedereinachrichten. Die ›Goldenes Vlies‹, ein Schiff unter panamesischer Flagge, verläßt San Pedro heute abend um einundzwanzig Uhr fünfzehn. Herr Kommissar, das ist nur noch eine Stunde!«

Der Kommissar nahm den Notizblock vom Tisch. »Wo hast du das her?« forschte er.

»Lag gleich hier beim Telefon. Die Telefonnummer auf dem Blatt gehört der Autovermietung Short-Haul. Herr Kom-

missar, wer auch immer den Anhänger mietete, saß an diesem Apparat und rief von hier aus an. Er – oder sie – notierte sich auch, daß die ›Goldenes Vlies‹ unter panamesischer Flagge fährt. Solche Schiffe gibt es ja genug. Das Ehepaar Burroughs machte also in letzter Minute Pläne, um die Gemälde aus dem Land zu schaffen. Sie wollen weg, egal wohin die ›Goldenes Vlies‹ fährt!«

»Ich schalte mich sofort ein!« sagte der Kommissar.

»Sie müssen verhindern, daß das Schiff ausläuft!« rief Justus. Kommissar Reynolds nahm den Hörer ab und ließ sich mit der Hafenmeisterei in San Pedro verbinden. Als er den Hafenmeister in der Leitung hatte, gab er sich zu erkennen und wies ihn an, die ›Goldenes Vlies‹ aufzuhalten.

»Ich komme in einer halben Stunde hin«, ließ er den Hafenmeister wissen. »Daß Sie mir das Schiff auf keinen Fall auslaufen lassen!«

Dann legte er auf.

Gerhart Malz kam in die Küche. »Mrs. Chumley schickt mich. Ich soll nachsehen, was hier eigentlich los ist. Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die es so gierig nach ihrem Tee gelüftet.«

»Justus macht gleich den Tee«, sagte Hauptkommissar Reynolds. »Ich brauche Sie, Malz.«

»Wozu denn?« meinte Malz verduzt.

»Ich möchte, daß Sie mit mir nach San Pedro fahren. Justus glaubt, daß unsere Diebe an Bord eines Schiffes namens ›Goldenes Vlies‹ sind. Ich habe veranlaßt, daß es nicht auslaufen darf, bis ich hinkomme. Sie können mitfahren, um die gestohlenen Bilder zu identifizieren – falls sie sich an Bord befinden.«

»Unglaublich!« Malz sah fassungslos drein.

»Dürfen wir nicht auch mit?« fragte Peter. »Oder wenigstens Justus? Er hat schließlich den Fingerzeig entdeckt, oder nicht?«

»Er wird der erste sein, den ich anrufe, wenn wir die Bilder

haben«, versprach der Kommissar. »Kommen Sie jetzt, Mr. Malz.« Er faßte den Kustos beim Arm und drängte ihn zur Küchentür hinaus.

»Verflixt nochmal!« wetterte Peter. »Das ist ungerecht!«

Justus sagte gar nichts. Er schaltete die Herdplatte wieder ein, und als das Wasser von neuem kochte, bereitete er Tee. Bob fand Geschirr und ein paar Kekse, und Peter entdeckte im Kühlschrank eine vorbereitete Platte mit belegten Brötchen. Die Jungen stellten alles auf ein Tablett, und Peter trug es in Mrs. Chumleys Zimmer.

»Das ist aber nett«, bedankte sich Mrs. Chumley. »Ich bin am Verdursten und Verhungern. Letitia, wir hatten ja heute fast noch nichts zu essen!«

»Ich bin nicht hungrig«, entgegnete Letitia Radford.

»Aber ich«, erklärte Mrs. Chumley. »Hm, diese kleinen Kekse sehen aber gut aus. Möchten Sie nicht auch etwas, Dr. Woolley? Und Ben, wie ist es mit Ihnen? Und ihr Jungen? Wo ist denn Gerry Malz? Möchte er nicht mit uns Tee trinken?«

»Er ist mit dem Kommissar nach San Pedro gefahren«, berichtete Justus. »Sie wollen zusehen, ob Burroughs und seine Frau an Bord eines Schiffes namens ›Goldenes Vlies‹ sind.«

Mrs. Chumley war gerade dabei, sich Tee einzugießen. Sie hielt inne und stellte die Kanne wieder auf das Tablett, als sei ihr die Anstrengung plötzlich zu viel.

»Solange der Kommissar weg ist, können wir uns vielleicht unterhalten, Mrs. Chumley«, meinte Justus, »und Sie können uns erzählen, wie Sie und das Ehepaar Burroughs die Diebesbeute untereinander aufgeteilt haben!«

Unverhoffte Wendung

Letitia Radford hatte sich auf dem Sofa gegenüber Mrs. Chumley ausgestreckt. Nun setzte sie sich aufrecht hin. »Ich höre wohl nicht recht«, stieß sie hervor. »Würdest du das bitte wiederholen?«

»Ich sagte, ich hätte gern erfahren, wie Mrs. Chumley und das Ehepaar Burroughs die Diebesbeute untereinander aufteilten.« Justus' rundes Gesicht war nun ganz ernst.

Bob und Peter setzten sich auf Stühle beim Fenster. Die sommerliche Abenddämmerung vertiefte sich und ließ die Dinge im Raum zu undeutlichen Umrissen verschwimmen, aber niemand rührte sich, um Licht zu machen.

»Sie waren doch die Person, die den Raubzug überhaupt ermöglichte«, sagte Justus zu Mrs. Chumley. »Ohne Ihr Wissen hätte es nicht dazu kommen können.«

»Junger Mann, du bist richtig frech«, fuhr Mrs. Chumley Justus an. »Wenn Kommissar Reynolds zurückkommt, werde ich mit ihm reden. Er wird dafür sorgen, daß du dieses Anwesen nie mehr betrittst.«

»Das ist durchaus möglich«, erwiderte Justus, »aber es gibt eine zweite Möglichkeit – daß nämlich Burroughs und seine Frau ein Geständnis ablegen und Sie belasten.«

»Das ist doch lächerlich!« Letitia Radford stand auf und trat zu Mrs. Chumley. »Warum sollte Mrs. Chumley eine Diebin sein? Sie hat doch alles! Sie braucht nur einen Wunsch zu äußern, und mein Bruder erfüllt ihn ihr. Wir sind doch ihre Familie! Das ist ihr Heim!«

»Hüte deine Zunge, Justus«, schaltete sich Charles Woolley warnend ein. Der Forscher hatte ganz still in einer entfernten Zimmerecke gegessen. Nun griff er nach dem Lichtschalter und knipste die Tischlampe neben sich an. »Du solltest dir gut überlegen, ob du auch einen triftigen Grund für eine solche Anschuldigung hast!«

»Das denke ich doch«, Justus ließ sich nicht aus der Ruhe

bringen. »Sogar mehrere Gründe.« Er wandte sich an die Frau im Rollstuhl. »Sie lebten länger als sechs Monate unter einem Dach mit einem Paar, das einen Tunnel grub, und Sie wissen nichts davon? Konnten Sie die beiden nicht bei der Arbeit hören oder sehen? Die Erde aus dem Tunnel wurde schließlich durch eine Tür abgefahren, die unmittelbar unter Ihrem Schlafzimmer liegt.«

»Ich habe einen guten Schlaf«, sagte Mrs. Chumley barsch.

»Nicht immer. Gestern nacht wollten Sie, daß Miss Radford bei Ihnen bleibt, weil Sie nicht schlafen konnten. Zumindest behaupteten Sie das. Vielleicht wollten Sie Miss Radford nur ablenken. Dann erzählten Sie Bob heute früh von dem Kandelaber, der im Mosby-Museum gleich vor dem Vermeer-Zimmer hängt. Sie schilderten genau, wie die Prismen am Leuchter vibrieren, wenn die Standuhr schlägt. Mr. Malz erzählte uns, dieser Leuchter sei eine Neuerwerbung. Wenn Sie keine Treppen steigen können, wie Sie sagen, woher können Sie das dann wissen?«

Mrs. Chumley war verblüfft. »Ja, ich . . . ich glaube, Gerry hat mir das erzählt.«

»Das würde ich Ihnen abnehmen, wenn nicht die Sache mit den Fotos wäre«, meinte Justus.

»Fotos?« wiederholte Mrs. Chumley.

»Gestern abend streiften wir durchs Gelände und versuchten die Vogelscheuche zu ertappen, und da hatten Sie Ihre Vorhänge nicht zugezogen. Sie spielten mit Mr. Malz Schach. Als er weg war, gingen Sie in Ihr Schlafzimmer, oder etwa nicht?«

»Mag sein. Was ist dabei?«

»Sie öffneten Ihren Kleiderschrank. Von dem Platz aus, wo ich stand, konnte ich auf dem Fachboden im Schrank mehrere aufeinandergestapelte Schachteln sehen.«

»Na und?« fragte Mrs. Chumley.

»Und dann zogen Sie die Vorhänge zu, und ich konnte nicht sehen, was Sie als nächstes taten. Aber ganz kurz darauf kamen Sie mit einer großen Schachtel voller Fotos ins Wohn-

zimmer. Ich hatte gestern abend keine Zeit, mir das mit diesen Fotos genauer zu überlegen, denn gleich nachdem Sie sie zu Miss Radford gebracht hatten, sah ich die Vogelscheuche. Aber heute, während wir in dem kalten Raum da unten eingesperrt waren, hatte ich ja genügend Zeit, um mir die Sache durch den Kopf gehen zu lassen. Mrs. Chumley, | wie konnten Sie eigentlich die Schachtel von der Ablage oben im Schrank herunterholen?»

Mrs. Chumley runzelte die Stirn, als versuche sie sich zu erinnern. »Ich nehme an, ich benutzte meinen Stock dazu«, gab sie schließlich zur Antwort. »Ich verwahre in einer Schrankecke einen Stock. Wenn ich etwas von oben herunterholen möchte, stupse ich es mit dem Stock an, bis es herunterfällt, und dann fange ich es auf. Das erspart mir die Mühe, immer jemanden zu rufen, wenn ich etwas brauche.«

»Nein«, fuhr Justus dazwischen. »Mit der Fotoschachtel konnten Sie das nicht machen. Eine mit Bildern derart vollgepackte Schachtel ist schwer. Die hätte Sie verletzen können, wenn sie auf Sie herabgestürzt wäre, und die Fotos wären ohnehin alle zu Boden gefallen. Nein, Mrs. Chumley, Sie standen auf und holten sich die Fotos herunter.«

»Lächerlich!« wehrte sich Mrs. Chumley. »Ich kann doch nicht auf meinen Beinen stehen. Das weiß jeder. Seit meinem Unfall geht das nicht mehr.«

»Sie wußten, wie sehr sich Miss Radford vor Vogelscheuchen ängstigt«, machte Justus weiter. »Sie kannten auch ihre Furcht vor Insekten. Mrs. Chumley, Sie sind die Erfinderin der wandelnden Vogelscheuche!«

»Nein!« schrie Letitia Radford auf. »Das ist unmöglich!«

»Durchaus nicht«, sagte Justus, »sondern völlig logisch. Und überdies traten mindestens einmal Sie selbst, Mrs. Chumley, als Vogelscheuche auf. Sie sperrten uns im Kühlraum ein!«

»Du bist ein ganz unverschämter Bengel!« brauste Mrs. Chumley auf. »Ich will von dir kein Wort mehr hören. Ich gehe jetzt zu Bett.«

»Warten Sie! Ich habe noch nicht –«

»Es ist genug, Justus«, sagte Dr. Woolley ernst. »Alles, was du uns da erzähltest, sind Vermutungen und Beweisstückchen, die sich zufällig ergaben. Du hast keinen stichhaltigen Grund dazu, Mrs. Chumley irgend etwas anzulasten!«

»Doch, habe ich«, erwiderte Justus. »Den besten Grund habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Möchten Sie ihn hören, Mrs. Chumley?«

»Scher dich zum Teufel!« schrie Mrs. Chumley. Sie schwenkte ihren Rollstuhl herum und rollte zur Schlafzimmertür.

»Warten Sie«, bat Letitia Radford. »Ich helfe Ihnen.«

Mrs. Chumley drehte sich zu der jüngeren Frau um. Auf Letitias Gesicht spiegelte sich Besorgnis, aber auch Zweifel.

»Bitte keine Umstände«, verbat Mrs. Chumley sich die Hilfe.

»Ich schaffe es allein.«

»Sie wissen doch, daß Sie es nicht können!« sagte Letitia, aber Mrs. Chumley war schon aus der Tür, und diese schloß sich hinter dem Rollstuhl.

»Wäre sie wirklich zu all diesen entsetzlichen Dingen fähig?« fragte Letitia. »Sie kann es doch gar nicht! Es ist undenkbar –« Letitia brach ab. Ein fürchterlicher Schrei kam aus Mrs. Chumleys Schlafzimmer.

Peter sprang auf, und Justus lief zur Tür. Doch ehe einer der Jungen sie erreichte, flog die Tür wieder auf.

»Du elender Lümmel!« schrie Mrs. Chumley mit schriller Stimme. Sie stand aufrecht. Ihre Augen sprühten vor Zorn, und ihre Brust hob und senkte sich heftig. Sie hielt ein Kissen in der Hand. »Das hast du mit Absicht getan!«

Sie schleuderte das Kissen von sich, und es traf Justus seitlich am Kopf. Er taumelte zur Seite, und ehe sich jemand von den anderen rühren konnte, rannte Mrs. Chumley davon. Die Wohnzimmertür schlug hinter ihr zu. Dann öffnete sich die Haustür und fiel krachend ins Schloß.«

»Die kann ja gehen!« Ben Agnier war außer sich. »Sie ist ja gar nicht behindert!«

Vom Wohnzimmer aus hörte man vor dem Haus einen Wagen starten.

»Ach du liebe Zeit!« rief Letitia Radford. »Ich hatte den Autoschlüssel nicht abgezogen. Mrs. Chumley hat mich deshalb immer gerügt. Sie sagte . . . sie sagte, eines Tages werde jemand den Wagen stehlen.«

Charles Woolley schnaubte verächtlich durch die Nase.

Peter war ins Schlafzimmer getreten. Plötzlich gab er einen entsetzten Laut von sich und flüchtete rückwärts aus dem Raum. »Dr. Woolley«, keuchte er. »Sehen Sie sich das an!« Charles Woolley lief zur Tür, und die anderen drängten sich hinter ihm heran und schauten ihm über die Schultern. Über den Fußboden strömten Tausende und Abertausende von Ameisen. Sie waren durch ein offenstehendes Fenster eingedrungen, und nun marschierten sie über das Bett.

»Schon wieder eine neue Kolonie!« sagte Woolley voller Entzücken. »Kein Wunder, daß die Dame losgelaufen ist. Das hätte ich an ihrer Stelle auch getan!«

Die Überraschung zum Schluß

Es war fast Mitternacht, als Hauptkommissar Reynolds und Gerhart Malz zur Villa Radford zurückkehrten. Sie meldeten, das Ehepaar Burroughs befinde sich bereits in Untersuchungshaft.

»Haben Sie alle Bilder wiederbekommen?« fragte Justus.

»Ja, die haben wir«, entgegnete Malz. »Sie bleiben über Nacht noch in San Pedro in Verwahrung. Morgen werden sie ins Museum zurückgebracht.« Der Kustos gähnte. Er sah ganz erschöpft aus. »Wo ist denn Mrs. Chumley?« erkundigte er sich. »Ist sie zu Bett gegangen?«

Letitia Radford und Charles Woolley berichteten ihm, was sich zugetragen hatte. Sie erzählten von Justus Anschuldi-

gungen und den Ameisen im Schlafzimmer, und von Mrs. Chumleys Flucht mit Letitias Auto.

»Wir gaben für den Wagen sofort eine Fahndungsmeldung durch«, erklärte Justus dem Kommissar. »Mrs. Chumley wird nicht weit kommen.«

»Heißt das etwa, daß sie gar nicht gehunfähig ist?« fragte Malz.

»Die ist gesprungen wie ein Reh«, sagte Peter.

»Aber warum hat sie uns allen das vorgemacht?« forschte Malz weiter. »Seit Jahren sitzt sie in ihrem Rollstuhl!« Er wandte sich an Letitia. »Brauchte sie so dringend Geld?«

»Kaum anzunehmen«, antwortete Letitia. »Meine Mutter war sehr großzügig. Sie bedachte in ihrem Testament jeden – insbesondere Mrs. Chumley. Und doch war Mrs. Chumley die Vogelscheuche. Ist das nicht fürchterlich? Wir fanden die Maskerade in ihrem Kleiderschrank.« Letitia sah nun gar nicht mehr weinerlich aus. Sie war wütend. »Das war brutal! Mir das anzutun, nachdem ich sie wie eine Mutter behandelt hatte! Wirklich, das tat ich!«

»Vielleicht kam sie sich vor wie die Maus in der Falle«, gab Justus zu bedenken. »Die ganze Geschichte werden wir erst erfahren, wenn sie festgenommen wird und ein Geständnis ablegt. Aber wir können uns denken, was hier vor sich ging.« Justus lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und begann bedächtig zu sprechen. Ausführlich ging er auf alle Einzelheiten ein. »Mrs. Chumley muß sich bedroht gefühlt haben, als Mrs. Radford starb. Es bestand ja danach kein Grund mehr, das große Haus hier weiterzuführen, aber immerhin war es Mrs. Chumleys Heim. Zweifellos befürchtete sie, hier weggehen und in eine kleine Mietwohnung in Los Angeles ziehen zu müssen. Dort wäre sie einsam gewesen, da sie offenbar kaum persönliche Freunde hat. Und das Leben wäre für sie natürlich längst nicht mehr so komfortabel gewesen. Dann hatte sie diesen Unfall und brach sich die Hüftgelenke. Das muß bei ihr einen Denkprozeß in Gang gesetzt haben. Wir

wissen alle von Leuten, die einen leichten Autounfall haben und dann behaupten, die jähe Bremsung habe sie geschädigt und Schmerzen an der Halswirbelsäule verursacht. Wer kann da nachweisen, daß die gar keine Schmerzen haben? Wenn Mrs. Chumley beharrlich darauf bestand, ihre Beine trügen sie nicht mehr – wer konnte schon sagen, daß das gelogen war?«

»Also hat sie meinen Bruder belogen, und er hat das Haus eigens für sie in Betrieb gehalten!« stellte Letitia Radford erbittert fest. »Und wenn die Radfords weg waren, dann war sie die Herrin im Haus, nicht? Mit geschultem Personal, das sie vorn und hinten bediente! Jedesmal wenn ich nach Hause kam, muß ihr das verhaßt gewesen sein!«

»Ich bezweifle, daß es ihr wirklich so zuwider war – bis eben Burroughs und seine Frau mit der Arbeit an dem Tunnel anfangen«, fuhr Justus fort. »Das Graben muß für die beiden sehr schwierig gewesen sein, während Sie sich hier aufhielten, also versuchten sie, Sie mit der Vogelscheuche und den Insekten zu vergraulen. Es war ein fantastischer Zufall, daß sie alle etwa von gleicher Statur waren. Alle drei konnten das Vogelscheuchen-Kostüm tragen. Auf diese Weise lieferten sie sich gegenseitig das Alibi. An dem Abend, als wir die Vogelscheuche mit der Sense sahen, waren Mrs. Chumley und Burroughs schon bei Ihnen vor dem Haus. Also kann an jenem Abend nur Mrs. Burroughs die Vogelscheuche gewesen sein. Sie rannte im Dunkeln vor uns weg und kehrte ungesehen hinters Haus zurück. Sie ging durch den Kellereingang, warf die Maskerade ab und rief schnell die Polizei in Rocky Beach an. Dann kam sie ins Wohnzimmer gelaufen, das Häubchen ganz schief auf dem Kopf. Sie behauptete, vor dem Fenster die Vogelscheuche gesehen zu haben, und daher nahmen wir an, daß sie die ganze Zeit im Haus gewesen sei.«

»Aber was war dann am Abend, als die Vogelscheuche wieder in Dr. Woolleys Versuchsraum einzubrechen versuchte?« fragte Bob. »Als die Vogelscheuche euch an diesem Abend

begegnete, war Mrs. Burroughs in der Küche, und Burroughs saß in seinem Wohnzimmer vor dem Fernseher, und Mrs. Chumley war bei Miss Radford im Salon.«

»Und wenn das nun gar nicht Burroughs war, der vor dem Fernseher saß?« meinte Justus. »Wenn er nun eine Puppe dahingesetzt hatte, die so aussah, als schaue sich ein Mann das Fernsehprogramm an? Er wußte, daß jeder vom Salon aus über das Schwimmbcken hinweg zum Personaltrakt hinübersehen konnte. Da setzte er eine Puppe hin, wenn er zum Beispiel gerade ein Alibi brauchte, um sich wieder einmal Ameisen bei Dr. Woolley zu holen. Und heute war die Vogelscheuche, die uns im Kühlraum einsperrte, Mrs. Chumley. Ihr Zimmer liegt im Erdgeschoß. Sie hatte uns vielleicht im Keller gehört. Oder vielleicht war es auch Mrs. Burroughs. Es spielt keine Rolle, sie steckten alle unter einer Decke.« »Aber sie hatte das doch gar nicht nötig«, sagte Letitia Radford. »Wozu sollte sie ein Diebespaar einstellen und zusammen mit den Leuten ein Museum ausrauben?«

»Ich glaube, Burroughs und seine Frau hatten als erste die Idee mit dem Bilderraub«, erwiderte Justus. »Ich glaube, sie nahmen die Stelle hier an, weil das Mosby-Museum so nahe lag. Sie waren sicherlich hell begeistert darüber, daß der einzige ständige Bewohner des Hauses eine gehbehinderte Frau war, die nicht in den Keller hinuntersteigen konnte. Und irgendwann muß ihnen aufgegangen sein, daß Mrs. Chumley eben doch gehen konnte, und sie muß ihrerseits entdeckt haben, daß die beiden dort unten Grabungen veranstalteten. Da wurde man handelseinig. Mrs. Chumley würde es nicht enthüllen, daß sie von diesem Vorhaben wußte. Als Gegenleistung würden die beiden Burroughs verschweigen, daß sie die Familie Radford seit Jahren hintergangen hatte. Als Sie nach Hause kamen, Miss Radford, hatten sie sich bereits zur Untat vereint. Sie spürten, daß Sie den Plan gefährden konnten, und dieser Gruselfilm im Fernsehen lieferte ihnen das Stichwort. Da riefen sie die Vogelscheuche ins Leben.«

»Erstaunlich«, äußerte Gerhart Malz.

»Rivalen, die Ihnen durchaus das Wasser reichen konnten, Mr. Malz«, bemerkte Justus.

»Was?« stieß Malz hervor.

»O nein – Sie wußten natürlich nicht, daß Mrs. Chumley mit ihrer von einem Malschüler angefertigten Kopie des Vermeer-Gemäldes nicht glücklich war«, stellte Justus richtig. »Sie wußten nicht, daß sie unbedingt das Original besitzen wollte . . .«

Malz sah zu dem Gemälde über dem Kaminsims hin.

»Es gehörte zu dem Kuhhandel zwischen Mrs. Chumley und dem Ehepaar Burroughs«, sprach Justus weiter. »Sie würden dichthalten, und die beiden würden die Bilder mitnehmen – alle bis auf den Vermeer. Ihr ging es nur um den Vermeer.« »Lieber Himmel!« Malz ging zum Kamin und betrachtete das Bild genau. »Na, das ist doch die Höhe!« rief er. »Es ist tatsächlich das echte Bild aus dem Museum. Ich hätte es eigentlich gleich bemerken müssen. Aber was wurde aus der Kopie?«

»Die wurde verbrannt«, gab Justus zur Antwort. »Im Kamin fand ich ein paar kleine Leinwandfetzen. Ich habe sie in einer Tüte in der Küche. Das Bild, das Sie hier sehen, ist das Original, das heute aus dem Museum entwendet wurde. Wie sonderbar, daß Sie es nicht vermißten, als Sie vorhin am Hafen die anderen Bilder identifizierten.«

»Ich – ich war ziemlich durcheinander«, stammelte Malz.

»Nein, das waren Sie gar nicht«, sagte Justus. »Als Sie vor der Fahrt nach San Pedro hier waren, haben Sie das Bild mit Sicherheit gesehen. Sie konnten es gar nicht übersehen. Dieser unverblühte Streifen Tapete um den Rahmen ist doch ein augenfälliger Beweis. Mir gab es den Fingerzeig für Mrs. Chumleys Beteiligung an dem Kunstraub. Es beweist, daß nun ein kleineres Bild an dieser Wand hängt und ein entsprechend kleineres Stück Tapete bedeckt. Ich wußte ja, daß der echte Vermeer kleiner ist als die Kopie des Kunststu-

dentem. Also schloß ich daraus, daß Mrs. Chumley nun das Bild aus dem Museum hatte – das sie aber nur ergattern konnte, indem sie sich mit dem Ehepaar Burroughs einließ. Doch Ihnen hätte es auffallen müssen, daß dieses Bild hier kleiner ist, Mr. Malz. Sie hätten sehen müssen, daß es aus dem Museum stammt. Nur äußerten Sie sich nicht dazu.«

»Ich war nach dem Diebstahl viel zu aufgereggt, da konnte mir das gar nicht auffallen!« verteidigte sich Malz.

»Ganz im Gegenteil«, widersprach Justus. »Nach dem Diebstahl waren Sie erstaunlich gelassen. Leute, die man fesselt und knebelt und in einen Schrank sperrt, sind normalerweise nicht so ruhig. Da begann ich mir Gedanken zu machen – über Sie und über das Bild.«

»Ich – ich war völlig fertig«, versuchte es Malz noch einmal. »Nach Mrs. Chumleys Flucht untersuchte ich das Bild genau. Die Farbe auf der Leinwand klebt noch ein wenig. Sie ist nicht bis zu der Härte getrocknet, wie das bei alten Bildern der Fall ist. Mrs. Chumley fiel das nicht auf. Sie nahm das Bild vermutlich gar nicht selbst in die Hand. Und Burroughs und seine Frau waren zu beschäftigt, um etwas zu bemerken. Mrs. Chumley riskierte alles, was sie hatte, für den echten Vermeer. Vielleicht war sie es leid, in einem Haus zu wohnen, das ihr nicht gehörte, und sich um Leute zu kümmern, an denen ihr nichts lag. Sie wollte endlich etwas ganz Exquisites für sich allein. Was sie allerdings bekam, war eine Fälschung! Und da *sie* eine Fälschung bekam, Mr. Malz, muß man da nicht logischerweise annehmen, daß viele der heute gestohlenen Bilder Fälschungen sind – hervorragende Kopien, angefertigt von einem Mann, der jeden Malstil imitieren kann?«

Justus machte eine Atempause und fuhr dann fort.

»Sie wollten am Freitag in Urlaub fahren. Ich vermute, Sie fuhren los, nahmen die echten Meisterwerke mit und ließen an deren Stelle die Fälschungen zurück. Nach dem heutigen Diebstahl wollten Sie zusätzlichen Auf rühr vermeiden. Sie wagten es nicht, das Augenmerk auf Mrs. Chumleys kleineres

Bild zu lenken. Es hätte sonst festgestellt werden können, daß es eine Fälschung ist und nicht das Original. Als die anderen Bilder von dem Ehepaar Burroughs abgeholt wurden, wagten Sie keinen Hinweis darauf, daß der Vermeer fehlte. Sie hätten damit eine gründliche Suche ausgelöst, und die hätte hier in Mrs. Chumleys Zimmer geendet. Sie wußten, daß Sie mit etwas Glück den echten Vermeer ins Museum zurückschmuggeln konnten, und das wäre niemandem aufgefallen. Niemand hätte irgendeinen Grund gehabt, die Echtheit dieses Bildes oder der anderen Gemälde anzuzweifeln. Nur hatten Sie leider kein Glück. Und nun werden die Bilder allesamt von Fachleuten begutachtet werden. Damit ist Ihr Plan aufgefliegen. Wo sind die Originalgemälde aus der Mosby-Sammlung? In der Wohnung, die Sie in Santa Monica gemietet haben?«

Hauptkommissar Reynolds trat zu dem Bild, das über dem Kamin hing. Er faßte es an, blickte auf seine Finger und wandte sich dann an Malz. »Wir werden uns einen Haussuchungsbefehl besorgen«, sagte er.

Malz funkelte Justus bitterböse an. »Du gemeiner Bengel!«

Das kümmerte Justus nicht. »Es liegt schon eine gewisse Ironie darin«, meinte er. »Burroughs und seine Frau machten sich unendliche Mühe mit der Planung und Durchführung ihres Verbrechens. Und was sie nun bekamen, ist eine sehr schöne Sammlung gefälschter Bilder. Doch woher hätten sie wissen sollen, daß ihnen das Fälschergenie um eine Nasenlänge voraus war?«

Alfred Hitchcock und das Protokoll

»Man ist immer wieder beruhigt, wenn die Gerechtigkeit einen Sieg erringt«, sagte Alfred Hitchcock. Der berühmte Filmregisseur saß in seinem Büro. Bob hatte ihm seinen

Aktenhefter geöffnet über den Tisch gereicht. Mr. Hitchcock nickte den drei ??? wohlwollend zu. »Meinen Glückwunsch. Nicht jeder hätte den Verdacht erwogen, daß rivalisierende Kriminelle zur gleichen Zeit den gleichen verbrecherischen Plan fassen. Natürlich waren die Methoden äußerst verschiedenartig. Wie prachtvoll die Idee mit dem Tunnel zum Mosby-Museum auch war – sie wirkt doch vergleichsweise unbeholfen gegenüber der Arbeit, die sich Gerhart Malz mit der Fälschung der Meisterwerke machte.«

»Es war schwierig, die Originale überhaupt von den Kopien zu unterscheiden«, bemerkte Bob. »Jetzt begreife ich, warum Studenten in Museen nur Kopien anfertigen dürfen, die im Format vom Original abweichen!«

»Eben deshalb«, sagte Alfred Hitchcock. »Nun, es entzückt mich, daß ich Gelegenheit habe, das Protokoll über den Fall ›Ameisenmensch und wandelnde Vogelscheuche‹ zu lesen. Hingegen überrascht es mich keineswegs, daß die drei ??? in die Vorfälle um das Mosby-Museum eingreifen konnten. Ich wäre sogar erstaunt gewesen, wenn sich in unmittelbarer Nähe von Rocky Beach ein Verbrechen dieser Größenordnung ereignet hätte und ihr nicht zur Stelle gewesen wärt.«

Bob lächelte. »Kommissar Reynolds sagt jetzt, wir hätten ein Gespür für schwierige Fälle.«

»Ein zweischneidiges Talent«, meinte Alfred Hitchcock, »aber ohne ein solches ›Gespür‹ wäre das Leben vielleicht doch recht fade!« Er schloß die Akte und reichte sie Bob wieder hinüber. »Ich werde auch dieses neue Abenteuer unter meinem Patronat herausgeben«, versicherte er. »Doch nun hätte ich noch etliche Fragen zu stellen. Zum Beispiel: Wie gelang es dem Ehepaar Burroughs, einen englischen Lord zum Ausstellen eines solch glänzenden Zeugnisses zu bewegen?«

»Burroughs heißt in Wirklichkeit nicht so«, antwortete Justus.

»Er heißt Smith.«

»Was du nicht sagst!« meinte Mr. Hitchcock.

»Es ist aber wahr. Robert Smith. Seine Frau ist Evelyn Smith, eine geborene Baldrige. Das Paar hat schon mehrfach unter falschem Namen gelebt. Sie sind international berühmte Diebe mit einer Latte Vorstrafen. Sie waren gerade auf der Flucht aus England und trafen auf der Reise ein Ehepaar namens Burroughs, das tatsächlich Butler und Köchin bei Lord Armiston gewesen war. Das echte Ehepaar Burroughs wollte nach Florida in den Ruhestand übersiedeln. In New York mußten sie auf dem Flughafen umsteigen. Mr. und Mrs. Smith erkannten sofort, daß Lord Armiston den beiden ein hervorragendes Empfehlungsschreiben überlassen würde, falls sie jemals wieder eine Beschäftigung in einem großen Hauswesen suchen sollten. Sie merkten sich den Namen vor und flogen weiter nach Los Angeles. Vielleicht hatten sie zu dieser Zeit schon damit begonnen, Pläne für den Raub der Mosby-Sammlung zu schmieden. Jedenfalls verschwendeten sie keine Zeit. Binnen einer Woche nach ihrem Flug aus England meldeten sie sich bei der Stellenvermittlung in Beverly Hills. Die Polizei hat die Akten der Agentur überprüft und festgestellt, daß das Paar, das sich als Mr. und Mrs. Burroughs vorstellte, mehrere Angebote zurückwies, die höher bezahlt waren als die Stelle in der Villa Radford.«

»Doch sie hätten monatelang auf eine freier werdende Stelle bei den Radfords warten können«, äußerte Alfred Hitchcock. »Vielleicht hätte es sogar noch nach Jahren dort kein entsprechendes Angebot gegeben!«

»Sie hätten sich mehrere herrschaftliche Häuser im Gebiet um Los Angeles aussuchen können«, erklärte Justus. »Burroughs – vielmehr Smith – hatte eine Liste mit Dutzenden von Anschriften, wo man Juwelen oder Kunstwerke besaß, die zu stehlen es sich gelohnt hätte.«

Mr. Hitchcock seufzte. »Töricht von dem Mann, eine solche Liste bei sich zu führen. Aber vor Dummheiten ist bekanntlich niemand sicher. Und er ging ja auch gleich ein Risiko ein. Lord Armiston hätte immerhin einmal von den echten Bur-

roughs Nachricht erhalten können, und bestimmt hätte er sich dann über das Auskuntfersuchen der Stellenvermittlung gewundert.«

»So kam es tatsächlich«, pflichtete Justus ihm bei. »Am Tag vor dem Diebstahl wandte sich Lord Armiston an die Agentur. Die Agentur rief Mrs. Chumley an und warnte sie – ihr Butler und ihre Köchin könnten Betrüger sein. Mrs. Chumley sagte jedoch, das interessiere sie nicht – jedenfalls habe sie seit Jahren kein so gutes Personal im Hause gehabt!«

»Unglückselige Frau!« rief Alfred Hitchcock. »Die beiden hatten sie völlig in der Hand.«

»Sie war ja selbst schuld, indem sie vorgegeben hatte, gehunfähig zu sein«, sagte Justus. »Aber sie kann einem schon leid tun. Sie wurde in Santa Barbara von der Polizei aufgegriffen. Dort war ihr das Benzin ausgegangen, und sie versuchte einen Ring zu versetzen, um zu Bargeld zu kommen. Sie hatte aber das Haus ohne jegliche Ausweispapiere verlassen, und da wurde der Pfandleiher mißtrauisch und verständigte die Polizei.«

»Und was wird nun aus ihr?« erkundigte sich Mr. Hitchcock.

»Ich glaube nicht, daß sie zu einer Haftstrafe verurteilt wird«, erwiderte Justus. »Ihr Alter wird sie davor bewahren. Und sie ist nicht vorbestraft. Letitia Radford hat auf eigene Kosten einen guten Verteidiger bestellt. Letitia mag launenhaft und unbeherrscht sein, aber rachsüchtig ist sie nicht.«

»Diesen Eindruck habe ich auch«, bestätigte Alfred Hitchcock.

»Unter den vorliegenden Umständen ist sie sogar recht barmherzig.«

»Die Begegnung mit der wandelnden Vogelscheuche hat sie anscheinend verändert«, sagte Justus. »Sie verkündet nun, sie wolle nicht wieder nach Europa zurückreisen. Sie wird hier im Chaparral Canyon bleiben und neue Dienstboten einstellen und dem Hauswesen selbst vorstehen. Sie spricht sogar davon, ehrenamtlich an der Universitätsklinik in Los Angeles zu arbeiten.«

»Kurzum: Sie wird allmählich erwachsen«, stellte Mr. Hitchcock fest.

»Eines hat sich freilich nicht geändert«, meinte Peter. »Sie macht noch immer einen Satz und schreit los, wenn sie auch nur eine Biene sieht. An Insekten wird sie sich wohl nie gewöhnen können!«

»A propos Insekten – was ist denn nun mit diesem Ameisenmenschen, Charles Woolley?« fragte der Regisseur.

»Er ist noch oben in den Bergen und kümmert sich um seine Ameisen«, – berichtete Justus. – »Und Ben Agnier betreut wieder das Schwimmbecken.«

»Sehr schön«, befand Mr. Hitchcock. »Das hört sich an wie das befriedigende Ende eines interessanten Falles – interessant und ungewöhnlich.«

»Das kann man wohl sagen«, erklärte Peter. »Solange ich mich erinnere, hatten wir bisher keine Probleme mit Vogelscheuchen und Killerameisen. Und hoffentlich wird uns das nicht noch einmal passieren!«

»Ich meinte gar nicht die Vogelscheuche und die Ameisen«, sagte Mr. Hitchcock. »Ich bezog mich darauf, daß ihr Jungen selten so viele Verdächtige vor euch hattet – und noch niemals stellten sich so viele davon tatsächlich als schuldig heraus!«